

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Ernst-Moritz-Arndt-Buch

Arndt, Ernst Moritz

Stuttgart, 1925

Aus "Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn
Heinrich Karl Friedrich vom Stein"

urn:nbn:de:hbz:5:1-26079

Aus „Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn Heinrich Karl Friedrich vom Stein.“

Das Kometenjahr 1811, welches heute noch durch seinen Wein berühmt ist, leuchtete in dem Sinn der europäischen Menschen und auch in meinem Sinn mit der Erwartung und Hoffnung auf von gewaltigen Entscheidungen und Umwälzungen der Dinge, die da nächstens erfolgen würden. Das kleine und dumme Volk träumte und schwastete sich mit Ungeheuerlichkeiten von Krieg und Pest müde; die Frommen und die Gescheiten schauten mit sehr verschiedenen Gedanken, Gelübden und Gebeten zum Himmel empor, nicht in ihren Anfängen, aber wohl in ihren Enden der Gebete und Gedanken miteinander einstimmig. Ich, damals ein kleiner Professor in Greifswald, hatte mit vielen Tapfern schon spanische und tirolische Gedanken. Ich empfand und wußte, daß ein sogenanntes allgemeines, alle Welt in Frieden und Faulheit zugleich begrabendes zweites römisches Imperatorenreich, wie der große Attila Europas es verkündigen und Weissagen ließ, eine Unmöglichkeit war. Ich hatte zu vielen Zorn und Haß in der Brust; ich wußte, daß gottlob viele, ja die meisten davon noch genug im Herzen trugen: es mußten noch gewaltige Kämpfe kommen. Das große Gewitter im Osten über den polnischen und russischen Sümpfen, Wäldern und Wüsten dunkelte düster am Horizont auf. Ich nahm in diesem Kometensommer des Jahres 1811 Abschied von meiner Stelle in Greifswald, fuhr im Herbst jenes Jahres nach

Berlin und holte mir von dem dortigen russischen Gesandten Pässe für Rußland, jenem Gesandten, einem Grafen Lieven, besonders empfohlen durch zwei alte, schwedische Stockholmer Gönner und Freunde, durch den General Armfelt, damaligen Statthalter Finnlands, und durch den früheren, schwedischen Oberhofmarschall Freiherrn Muncz. Mit diesen Pässen hatte ich mich für allen Notfall versehen, und solcher Notfall trat bald ein. Im Winter 1812 ging ich nach Berlin und wartete dort ein paar Monate das näher heranziehende Gewitter ab. Dann ging es nach Schlesien, um von da beim Kriegsausbruche sogleich weiter gegen Osten fliehen zu können. Denn von meinem Napoleon durfte ich mich freilich nicht einholen lassen. Dieser Bruch und Ausbruch kam und fand mich gerüstet. Ich fuhr dann durch Böhmen und Polen gen Moskowien, noch besonders eingeladen von einem großen Vorausreisenden, dem Reichsfreiherrn vom Stein, der, gleich mir von Napoleon geächtet, durch einzelne meiner Schriften auf mich aufmerksam geworden war. Ich zog nicht allein gegen den Osten, ich ein armer, antinapoleonischer Federheld, der gegen den Gewaltigen nur Gänsespulen wehte, sondern es zogen viele tapfre Degen aus deutschen Landen, besonders manche preussische Offiziere dahin, um die Glut des gerechten deutschen Zorns gegen den großen Überlister und Dränger der Könige und Völker in welschem Blute abzukühlen. Da half es freilich nicht, es mußte dieser Zorn auch in deutschem Blute, das für Napoleon mitfließen sollte, abgekühlt werden. Napoleon war schon Attila, der die dick zusammengerollten Haufen bezwungener Völker und auch die Scharen deutscher Könige und Fürsten über Oder, Weichsel und Dnjestr mit sich und hinter sich her treiben ließ. Von den Abenteuern dieser meiner Hedschra, von meiner durch Böhmen und Galizien, durch Moskau und durch Rostopschins des Hauptstadt einäscherers Siegesfeste und Sedeums hin bis zur zweiten russischen Hauptstadt an der Nawa habe ich anderswo breiter erzählt. Gegen

Ende Augusts des Jahrs 1812 stand ich vor dem berühmten Minister Freiherrn vom Stein.

Er empfing mich freundlich mit den Worten: „Gut, daß Sie da sind. Wir müssen hoffen, daß wir hier Arbeit bekommen.“ Ich sah einen Mann vor mir gedrunghenen, mittleren Wuchses, schon mit ergrauendem Haar und etwas vornüber geneigt, mit leuchtendsten Augen und freundlichster Gebärde. In bester, getreuester Meinung hatte er mich zu sich gewünscht und gerufen, und ich, wie ich vor ihm stand, schien einem Bilde solches Wohlwollens zu entsprechen. Er empfing mich wirklich mit solcher fröhlichen Zärtlichkeit, als hätten wir uns schon Jahre gekannt, und ich, mit welcher hohen Verehrung ich auch vor den berühmten Mann getreten war, deuchte mir fast wie vor einem alten Bekannten vor ihm zu stehen. Die Jugendblödigkeit des gebornen Plebejers, die auch nie sehr demüthig gewesen war, war in dem dreiundvierzigjährigen Mann, der vor dem fünfundfünfzigjährigen Freiherrn stand, schon vor einem Vierteljahrhundert abgerieben und abgeklopft. Ich hatte in großen Hauptstädten schon genug Welttreiben gesehen und war unter Grafen und Baronen und weiland Staatsministern und Fürsten kein Fremdling mehr, hatte die letzten bösen Lehrjahre meines Lebens mit solchen Menschen und unter schlimmen, verworrenen Dingen am Staats- und Hoflager in Stockholm durchgemacht. Kurz, ich ward auf das allerfreundlichste empfangen und für den nächsten Morgen wieder berufen, um gleichsam meine Anweisung und Einweisung in meine Petersburger Stellung aus seinen Händen überliefert zu erhalten. Ich mußte sogleich mit ihm zu Mittag essen, dann beschied er mich auf den morgenden Vormittag. Ich war im Hotel „Demut“ abgestiegen, wo er wohnte; wenige Wochen darauf bezog er ein stolzeres, ministerliches Palais.

Ich ging gerührt und bewegt durch die Haltung, Art und Rede des ritterlichen Mannes in mein eignes Kämmerlein und mußte grübeln über eine Anwandlung von Erinne-

rungen, wo mir eben die Menschen und Dinge der Erinnerung nicht kommen wollten. Diese Anwandlung von Erinnerungen und Ähnlichkeiten und meine Grübeleien nahm die folgenden Tage noch zu, bis ich es einmal plötzlich hatte und rufen mußte: Fichte! Ja mein Fichte, mein alter Fichte war es fast leibhaftig: dieselbe gedrungene Gestalt, dieselbe Stirn, die auch bei Fichte zuweilen recht hell und freundlich glänzen konnte, dieselbe mächtige Nase bei beiden, nur mit dem Unterschiede, daß dieser mächtige Schnabel bei Fichte in die Welt hineinstieß, als die da noch suchte, bei Stein aber wie bei einem, der sein Festes, worauf er stoßen sollte, schon gefunden hatte. Beide konnten freundlich sein, Stein noch viel freundlicher als Fichte; in beiden ein tiefer Ernst und zuweilen auch eine schreckliche Furchtbarkeit des Blickes, der bei dem Sohn des deutschen Ritters gelegentlich doch viel schrecklicher war, als bei dem Sohn des armen Laußitzer Webers.

Stein wies mir nun ungefähr die Stellung an, welche ich mit und an und unter ihm haben sollte. Das Unter aber hat er niemals gegen mich gebraucht.

Hiebei stehe eine Episode, die Episode von der Ankunft der berühmten Frau von Staël und August Wilhelm Schlegels in Petersburg, mir in der Erinnerung immer noch merkwürdig, weil der Stand der Dinge und Personen im Herbst des Jahrs 1812 sich auch darin zeigen sollte. Diese berühmte Tochter des berühmten Genfers Neckers, die mit kindlicher Treue in ihren Schriften den Vater gern zu einem großen Mann hätte stempeln mögen, war eine hochgebaute Schweizerin mit mächtigen Beinen und Füßen, aber mit herrlicher Stirn und gewaltigen Augen, wobei man leicht vergaß, daß ihr Bau nicht schön, ihre Haltung und Bewegung nicht anmutig, ja nicht einmal ihre Kleidung für anmutige Darstellung mit Geschmack gewählt war. Mit ihr war ein hübscher, junger Schweizer, ein Waadtländer, namens Fontana, den sie als Kriegsverwundeten einst freundlich bei sich gepflegt hatte und den

Er-
von
hm
tte
ter
elt,
und
bei
ige
da
es,
ide
als
ine
ohn
her

che
ter

nft
lm
ner
nen
lte.
ter,
ern
eine
gen,
obei
ung
lei-
ihlt
ein
ver-
den

sie später geheiratet hat, und unser deutscher Wilhelm Schlegel, den sie an sich herangezogen hatte, um durch den gelehrten Mann in die Runde der deutschen Literatur und in andres schönes Wissen von ihm eingeführt zu werden.

Er trat vor den Russen und vor uns Deutschen eben nicht deutsch auf, sondern erschien, wo wir andern nach Zeitart und Kriegsart meist gestiefelt und gespornt einhertraten, wie ein blank geschniegelter, französischer Abbé in Schuhen mit goldnen Schnallen und schneeweißen, seidenen Strümpfen und flüsterte meist sehr leise, was wohl in einer gewissen Furcht seinen Grund hatte, als flüsterte man hier überall über dionysischen Ohren, indem er mir, der gewöhnlich wohl zu laut spricht, einmal zuflüsterte: „St! St! Hier in Rußland sind hinter allen Türen und Tapeten Ohren.“ Leider wahr, das mochte aber in jener Zeit der Tyrannei und Spionerei wohl in den meisten Hauptstädten Europas ebenso sein. Die Töchter und zwei Söhne der Staël waren auch mit.

Diese lebendigste und politischeste Französin und unsern lebendigsten Stein miteinander zu sehen, das war dir ein Leben. Sie waren einig in ihrem Haß gegen Napoleon; sie mußte sich schon einige starke Steinsche Ausfälle und Aushiebe gegen ihre Franzosen gefallen lassen, er dagegen war entzückt durch einzelne Kapitel, welche sie ihm aus ihrem Manuscript sur l'Allemagne vorlas, und ich hatte die Not, daß er mir die Kapitel zum Abschreiben für Frau und Töchter gab. Da eine Lust war es, diese beiden lebhaftesten, leidenschaftlichsten Menschen an Tischen und auf Diwanen in ihren lebendigsten Bewegungen gegeneinander stoßen und karambolieren zu sehen.

Diese Frau, in welcher Schönheit nie gewesen und die Jugendblüte verwelkt war, übte durch den treuen, klaren, liebenden Ausdruck ihrer Gebärde, ihres Antlitzes doch auch auf mich eine solche Gewalt, daß ich in ihr die Französin ganz vergaß; es war ein Spiegel hellesten Geistes und klarster Treue und Redlichkeit. Ich habe ihr wenigstens

eine kleine Förderung im Gebrauche der französischen Sprache zu verdanken. Als nämlich Stein oder ein anderer mich als einen Halbsoldaten, als einen einmal im Zweikampf Verwundeten und Niedergeschossenen ihr darstellte und ich auf eine Frage von ihr antwortete: „Oui, Madame, j'ai été percé par un boulet“, erwiderte sie mir lachend: „Comment, Monsieur? Vous avez eu un boulet dans le corps, et vous vivez encore?“ Ich will's gleich deutsch übersetzen, um die Spitze zu zeigen: „Wie, mein Herr? Sie haben eine Kanonenkugel im Leibe gehabt, und Sie leben noch?“ Da lachte alles, und ich lachte mit. Ich hatte das verkehrte boulet für balle (Flintenkugel) gegriffen. Dies war praktischster Unterricht.

Ein Zeichen der Zeit, wie damals die Gemüther der Völker zueinander standen, und wie ein französisches Weib den Glanz und die Herrlichkeit seines Volkes immer empfinden wird, gab uns diese Frau auch. Sie war mit dem Waadtländer und ihrem Sohn ins Französische Theater gegangen, um zu sehen, wie Racines Phädra auf den Petersburger Brettern gespielt würde. Und was hatte sich dort diesen Abend begeben? Es waren eben die Wochen, wo die ersten blutigen Schlachten und Gefechte vorgefallen waren, welche in unsern Berichten natürlich immer als Siege prangten, in welchen denn auch immer viel von den durch die Franzosen verübten Greueln, Verwüstungen und Brandstiftungen erzählt ward. So war alles Volk bis auf das äußerste aufgereizt und aufgestachelt, und gerade als die Staël auf den Petersburger Brettern die süßen, melodischen Töne Racines hatte deklamieren hören wollen, war auf dem Theater ein Zischen, Schreien, Fluchen und sogar ein Drohen: „Fort! Fort mit den verfluchten Franzosen!“ ausgebrochen, das Stück hatte mitten im Spiel abgebrochen werden müssen, die Schauspieler hatten sich, um Mißhandlungen zu entgehen, durch Hinterpförtchen geschwindest und stillest fortmachen müssen. Ja dieser Ruffenzorn war so mächtig, daß von dieser Phädra ab

das Französische Theater lange geschlossen bleiben mußte. Da, an diesem Phädraabend, erblickte man nun die ganze, volle Französin, wie man in den Russen die vollen Russen erblickt hatte. Sie kam mit einer Verstörung nach Hause, als habe sie nicht nur eine Tragödie gesehen, sondern selbst eine erlebt; sie zerwarf sich auf dem Sofa, weinte, ja schluchzte, obgleich es doch nicht zum Haarausraufen kam, und rief ein Mal über das andre: „O, ces barbares! O, mon Racine!“ Das erstaunte uns, es kam uns von einer stattlichen Vierzigjährigen doch fast mehr als verwunderlich vor. Darin waren wir Deutsche. Sollte wohl eine deutsche Frau oder Jungfrau, wenn sie ein Stück Schillers oder Goethes von einer Bühne Londons oder Paris' mit Fluch und Hohn ausziehen und wegzagen hörte, solche Tränen und Stöhner und Schluchzer ausschütten und solche Jammerworte ausrufen? Ein wenig Französisches und Russisches der Art könnte uns bei Gelegenheit doch nicht schaden.

Hier, wo die Bilder so vieler Menschen und Völker wieder durch meine Erinnerung und aus ihr wieder aus meiner Feder gelaufen sind, stehe nun auch das Hauptbild, wie solches im Sommer des Jahres 1812 vor mir stand.

Der Freiherr Karl vom Stein war mittlerer Größe, dem Kurzen (ein rechter Kurzbold) und Gedrungenen näher als dem Hohen und Schlanken, der Leib stark und mit breiten, deutschen Schultern, Beine und Schenkel wohlgerundet, die Füße mit scharfer Rist, alles zugleich stark und fein wie von altem Geschlecht, dessen er war; seine Stellung wie sein Schritt fest und gleich. Auf diesem Leibe ruhte ein stattliches Haupt, eine breite, sehr zurückgeschlagene Eßelsstirne, wie die Künstler sagen, daß der große Mann sie häufig haben solle; seine Nase (el rostro, wovon oben schon gefabelt worden) eine mächtige Adlernase, unter ihr ein fein geschlossener Mund und ein Kinn, das wirklich ein wenig zu lang und zu spitz war.

Hiebei sei ein für allemal gesagt, und zwar gegen die-

jenigen, welche immer mit der feinsten, weißen Haut und den silberklarsten, blauen Augen als dem Urstempel des edelsten Menschen und dem echten Geniezeichen herankommen, daß die beiden größten Deutschen des neunzehnten Jahrhunderts, Goethe und Stein, aus braunen Augen die Welt anschauten, mit dem Unterschiede, daß das Goethische Auge breit und offen meist im milden Glanze um sich und auf die Menschen herabschaute, das Steinsche, kleiner und schärfer, mehr funkelte als leuchtete und oft auch sehr bligte. In der Regel sprach dieses Aug' Freundlichkeit und Treue, aber wenn der Mann in sehr ernster oder gar, wenn er in zorniger Stimmung war, konnte es auch fürchterlich blitzen. Das war das Besondere bei dem edlen Ritter, daß sich auch bei der heftigsten Seelenbewegung auf seinem Gesichte gleichsam zwei verschiedene Menschen abspiegelten. Seine Stirn, meistens auch sein Blick, wurden von dem Nebelgewölk des Verdrusses oder vollends von den düstern Donnerwolken des Zorns selten überzogen, dort leuchtete fast immer der klare, heitre Olymp eines herrschenden, bewußten Geistes; unten aber, um Wangen, Mund und Kinn, zuckten die heftigen, empörten Triebe, die wohl an einen Löwengrimm mahnen konnten. Fast immer trat er die Menschen, auch die gewöhnlichen, die nur Gewöhnliches zu bringen und vorzutragen hatten, mit sehr freundlichem Ernst an, aber seine Gebärde erfüllte doch die meisten mit Blödigkeit und Verlegenheit. Er war durch Gott ein Mensch des Sturmwindes, der reinfegen und niederstürzen sollte, aber Gott der Herr hatte in den treuen, tapfern, frommen Mann auch lieblichen Sonnenschein und fruchtbaren Regen für die Welt und für sein Volk gelegt.

Ich erinnere mich, was Savigny in Reichenbach, wo er ihn zuerst gesehen hatte, kurz von ihm sagte: „Welch ein prächtiges, herrliches Sultansbild habe ich in Stein gesehen!“ In diesem Ausspruch mochte wohl ein wenig von dem Urtheil seines Freundes Niebuhr mitsprechen. Ja es war ein imperatorischer, ein königlicher Mann, meinet-

halben ein Sultansgebild — alle Sultane sind doch nicht Menschenwürger gewesen. Er erschien mir auch oft so, daß er schwer werde dienen können und also herrschen und immer in erster Stelle stehen müsse. Seiner Sturmwindsnatur und daß es in ihm oft zu wild brausen und stürmen wolle, daß er in seinem Ungestüm zuweilen dem Zähzorn preisgegeben sei, und daß es dann mit ihm durchgehen könne, dieses Mangels war er sich wohl bewußt und klagte sich dann zuweilen wohl über alle Gebühr an, wie es denn seine Art war, als ein wahrhaft demütiger und rechtschaffener Mann seine Fehler nicht nur anzuerkennen, sondern auch wieder gutzumachen, wo er glaubte, gute Menschen durch zu große Geschwindigkeit und Heftigkeit verletzt zu haben. Das habe ich an mir selbst und an vielen andern genug erfahren. Wie oft hat der fromme, tapfre Mann, von längst erschienenen Jahren, besonders von seinen Jugendjahren sprechend, im Bewußtsein dieser seiner natürlichen Leidenschaftlichkeit und anderer angeborenen Feuertriebe, wie solche in gewaltigen Herzen strudeln und sprudeln, gesagt: „Glauben Sie mir, der Mensch soll mit seiner Natur nimmer prahlen, wir sind, wie Dr. Luther sagt, alle arme Sünder; aus mir hätte ein Bösewicht werden können, hätte eine fromme Mutter und eine noch frommere, ältere Schwester meinen Knaben- und Jünglingsjahren nicht Zügel angelegt.“ — Und sein Geist? Wer kann das Wunder Geist, in einem jeglichen Menschen immer eine andere neue Erscheinung, beschreiben?

Er hatte in seiner Jugend zu Hause und auf der Göttinger Hochschule gute Studien gemacht, auch seines Volks und Vaterlands Geschichte und der Völker Geschichten durch Lesen und Reisen gelernt und später, da er als Beamter in Preußen dienen wollte und sollte, mit großem Fleiß und edler Sorge stracks zu erobern und zu erkunden gesucht, was Amt und Pflicht von ihm forderten, aber doch mochten manche, die sonst tief unter ihm standen, ihn an Kenntnissen und an erworbener Geschicklichkeit übertreffen,

selbst seinen Zeitgenossen und Nebenbuhler Hardenberg nicht ausgenommen, aber es war ein Etwas in diesem Geist, etwas Unbeschreibliches und nur Andeutbares: Stein war in jedem Augenblick ganz und voll, was er war, er hatte in jedem Augenblick sein Gerät und Waffen immer fertig, ganz und voll immer bei sich, die Revolvers, die Umroller und Ausroller seines Geistes, hatten die Kugeln immer zum Abdruck bei der Hand; in hellen, frischen Stunden blitzte nicht bloß Verstand, sondern auch Wis auf Wis aus seinem Munde.

Solcher Natur gemäß war Sprache und Rede; festgeschlossen und kurz floß es ihm von den Lippen, selbst in heftiger Aufregung und im zornigen Mute purzelten und stürzten seine Worte nimmer unordentlich durcheinander. *G r a d a u s !* und *G r a d d u r c h !* war sein Wahlspruch; Mut und Wahrheit fanden immer die rechte Stellung und die rechte Rede, diese hätten nimmer krumme, verschlungene Pfade gehen, für alle Schätze der Welt Ja und Nein nimmer willkürlich wechseln können. Wenn dieser Mann als Minister ein offenes, freies Parlament vor sich gehabt hätte, gewiß würde er für einen alles niederdonnernden, zerschmetternden Redner gegolten haben mit seinem unbezwinglichen Mute und seiner Tugend und Kraft.

Dieser Mann, durch die jammervollen Geschehnisse seines Volks seit fünf, sechs Jahren durch die Welt umhergejagt und ein Land der Freiheit und Ehre mit der Seele suchend, saß nun in Petersburg, saß und stand da bald als ein von vielen beneideter und gefürchteter Mann, im Rat des Zaren Alexander der erste und oberste; er hatte die letzten Fäden des Systems zerrissen, wodurch Romanzoff und andere seit dem Tilsiter Frieden für Napoleon und die Franzosen den Kaiser verstrickt gehalten hatten; Romanzoff selbst war gefallen, neue Verhältnisse waren mit England, Schweden usw. nach allen Seiten angeknüpft, neue Ansichten und Einsichten waren gewonnen und neue politische Gesichtspunkte gezeigt. So

war Stein der erste Mann des Augenblicks, er bei den
Seinigen, das heißt bei allen, welche seine Gesinnungen
teilten und etwas von seinem Mut in der Brust hatten,
der bewunderte, ja von vielen der angebetete Mann. Ich
habe diese seine hohe Stellung in der russischen Haupt-
stadt für meinen kleinen Teil wenigstens als Augen- und
Ohrenzeuge mit geteilt und genossen und in denselben
Reisen viel mitleben gedurft; durch ihn waren mir die
Paläste geöffnet. Wenn ich nun zurückdenke an alle die
Orte, wo ich den Gewaltigen habe wirken und wandeln
gesehen, an Petersburg, Königsberg, Breslau, Dresden,
Frankfurt usw., so ist er mir nie und nirgends als ein
Glücklicherer und Mutigerer erschienen als in unserer
Newaburg. Auf seinem Antlitz, in seiner Gebärde und
Rede, in Schritt und Tritt schien er wie von frischer
Jugendkraft neu durchschossen und mit einem Glanze des
Mutes und der Hoffnung durchleuchtet und umleuchtet,
daß ich alle seine kleinen, mitspielenden Zufälligkeiten,
sein schon ergrautes Haar, seine durch Podagra zuweilen
gehemmten und gekürzten Schritte darüber vergaß. Mit
solchem Glanz und solcher Frische durchschritt er die Säle
der Fürsten und die Paläste der Knesen, jetzt schon gleich
einem glücklichen, triumphierenden Sieger. Ich habe ihn
freilich mit dem Kaiser nicht gesehen — so hoch reichte
in Petersburg meine Kleinheit nicht — aber ich kann doch
mit einigen Strichen zeichnen, wie er in der Gesellschaft
von Prinzen und Bojaren sich trug; ich zeige es nur an
zweien, an zwei solchen, wo er oft fröhliche Abende beim
Teetisch zubrachte, und wo ich unter andern mitsitzen
durfte. Man kann sich kaum vorstellen, und wenn man
ihn in späteren Jahren wieder sah, konnte man seiner eignen
Erinnerung kaum trauen, mit welcher Leichtigkeit und
Witzigkeit dieser ernste, strenge Mann durch seine Ge-
spräche und Einfälle auch die Freude schöner Frauen sein
konnte oder vielmehr, wie schöne Frauen seine Freude
sein konnten.

Den ersten Platz nehmen hier billig ein die herrlichen, mir unvergeßlichen Abende am Teetisch der Herzogin Antonie von Württemberg, gebornen Herzogin von Sachsen-Roburg. Ihren langen Herrn Gemahl, den Herzog Alexander, den Befehlshaber einer russischen Kriegsschar, hatte ich im Feldlager bei Smolensk nicht nur gesehen, sondern war durch meinen Freund, den General Graf Chasot, bei ihm und, was viel lustiger war, bei seinem Generalstisch eingeführt worden, wo ich unter Prinzen und Obersten aller Art und allerlei Volks des Mittags bei Braten und Weinen, des Nachts auf Stroh und Heu mitgelebt habe. Antonie war die Tochter einer schönsten Prinzessin Reuß-Bogtland und die Schwester des jetzigen Königs der Belgier, wie alle ihre Geschwister stattlich und schön und glückliche Mutter von einem halben Duzend Söhne und Töchter. Ihre Mutter, die Reußin, war in ihren Tagen die schönste Prinzessin unter der Sonne genannt worden.

Diese edle Frau Antonie war nun ganz von den deutschen Gefühlen für Freiheit und Vaterland durchglüht und von Stein und von dessen Wollen und Wirken begeistert. Bei ihr erging man sich nicht nur in frohester Hoffnung, sondern auch in freiester Rede, wie sie in Kaiser Schlössern wohl selten erklingt, über Fürsten und Völker, wozu Stein wahrscheinlich zuerst den Ton angegeben hatte, und welcher sich in gleichem Sinn oft so ungezwungen fortsetzte, als wäre man im Hause eines guten Edelmanns oder reichen Plebejers gewesen. Hier saß mein Minister mit heiterer Miene, in einer oder andern Ecke irgendein Bojar oder Diplomat; auch der Schwede Armfelt war oft da, fast immer aber ein kleiner, dicker Mann, der seine eigne dunkle Ecke hatte, von wo heraus er mit freundlichsten Augen wie ein stiller Späher lauschte; er schien russisch schweigen gelernt zu haben. Dies war Dubril, der im Jahr 1805 vor dem Kriegsausbruche der sogenannten dritten Koalition auf deutschem Boden viel umhergefahren war

und zwischen Napoleon, Rußland, Österreich, England usw. unterhandelt hatte.

Aber außer diesen stehenden Gästen waren oft auch einige nicht hochbetitelte Plebejer da, Gelehrte und Akademiker, unter ihnen der lebendigste, der Leibarzt Trinius. Da ward denn auf eine in Petersburg bis jetzt gewiß unerhörte Weise, wie die Welt frei und glücklich werden solle, freiestes Gespräch geführt, und freieste politische Lieder in deutscher, französischer, englischer Sprache, wie es sich gab, wurden oft angeklungen, wozu die Herzogin oft eigenhändig das Klavier schlug. Kurz, bei dieser edlen Herzogin war seit Steins Ankunft gleichsam ein kleiner politischer Klub, wo, als der Sieg die russischen Waffen zu krönen anfang und die Freude und Freiheit des Lebens von Tage zu Tage mehr wuchs, oft die wunderlichsten Gestalten und Persönlichkeiten eingeführt wurden. Hier erschien, um Menschliches und Natürliches auch einmal vernehmen und empfinden zu können, in der Schar der Hofdamen meistens im hinteren Inkognito versteckt zuweilen die regierende Kaiserin Elisabeth. Die beiden hohen Damen waren nach dem Gerücht ganz besondere Freundinnen, hatten sich auch beide über Ehefreuden manches Untröstliche zu vertrauen. Hier stehe ein Scherz, welchen der lustige Schwede Graf Armfelt der Kaiserin und uns allen einen fröhlichen Abend machte:

Unter andern seltsamen und hin und wieder abenteuerlichen Personen — unsereiner war ja auch als ein lauschender Abenteurer des Glücks an die Newa gekommen — erschien daselbst im Herbst ein Tiroler, weiland Adjutant des Tiroler Helden Andreas Hofer von Passeier, des Namens Franz Fidelis Jubile, ein stattliches, schönes Mannsbild, ein Dreißiger. Er kam aus England und zeigte gern mit triumphierender Miene eine prächtige, goldgefütterte Dose vor, aus dem Holz des Nelsonschen Admiralschiffes in der Schlacht bei Trafalgar, Victory, gemacht und dem tapfern Tiroler mit Dukaten gefüllt als Abschiedsgeschenk

von dem Prinzen Regenten gegeben. Dieser echt tirolische, höchst lebendige, frische Mann ward in Petersburg wohl über einen Monat hin und her in vielen guten, patriotischen, deutschen und russischen Gesellschaften gefunden, war vom General Urmfelt auch bei der Herzogin Antonie eingeführt, wo er seine Tiroler Schlachten und Gefechte erzählen und Volks- und Kriegslieder, auch Schimpf- und Schandlieder auf den Rheinbund und auf die Franzosen und Bayern singen mußte, wozu die Herzogin in ihrer Freundlichkeit und Begeisterung für die tirolische und deutsche Sache auf dem Klavier wohl die lustige Begleitung spielte.

Von diesem tirolischen Wunder war auch der Kaiserin Elisabeth erzählt, sie wollte den prächtigen Tiroler Schützen sehen und hatte sich einen Abend eingefunden und die kaiserliche Majestät unter den übrigen Damen und Hoffräulein versteckt. Urmfelt war bestellt und befohlen, den Jubile mitzubringen, der in seinem Hause wirklich wie ein alter Kriegskamerad aus und ein ging. Der Tiroler ward nun für seine Erzählungen und Lieder durch die Herzogin gehörig in den lebendigen, lustigen Ton gesetzt und ihm Herz und Zunge durch reichlich gereichten und zugeklungenen Wein und Punsch in glühenden Silberfluß gebracht. Nun geschah gegen den Schluß der Belustigung, daß die Kaiserin, aus der Reihe der Damen hervortretend, über Tirol und die Könige von Bayern und Württemberg und die Höfe von Darmstadt und Karlsruhe, gleichsam als wenn sie von daher eine deutsche Landsmännin und Hoffräulein sei, sich mit dem Tiroler in ein lebendigstes Gespräch einließ und ihn absichtlich reizte, sich über die Fürsten, ihre Schwäger, Brüder und Vettern, frisch auszusprechen, was er auch ohne alle Umstände that, und namentlich über Bayern, Württemberg und Baden gar nicht in den glimpflichsten Ausdrücken.

Als dieses Gespräch ein Ende haben und die Teegesellschaft sich erheben und auseinandergehen sollte und der Tiroler noch wie Abschied nehmend vor der hohen Frau

da stand, faßte ihn der Schalk Armfelt und sprach: „Vergessen Sie diesen Abend nicht, Sie sollen wissen, daß Sie heute mit der regierenden Kaiserin von Rußland gesprochen haben!“ Bei diesen Worten lief es dem armen Tiroler eiskalt über die Gänsehaut und sich allertiefst bis zur Erde verneigend, stotterte er zur allgemeinen Ergözung heraus: „Halten Euer Majestät meine Worte zu Gnaden, ich glaube halt, Sie seien nur eine Hofmagd.“ Das Schrecken und die Angst bei der plötzlichen Enthüllung der kaiserlichen Majestät war dem wackern Tiroler nach seinem eignen Ausdruck so auf die Brust gefallen, daß er den Arzt hatte holen lassen und einige Tage im Bett liegen müssen.

Nach dem kaiserlichen Palast und seiner hohen Bewohnerin, der Herzogin Antonie, war eine Frau, welche von Stein wie von einem höheren Geist angeweht schien, und welche auch ihn wie ein Frühlingswind voll Naimond-duft und Jugend wieder zu durchwehen schien. Dies war eine Gräfin Orloff, geborene Prinzessin Soltykow, nach der Überlieferung aus altem Zarenblute, wozu mehrere andere Häuser, z. B. die Gallyzin, Dolgoruckj usw. gezählt zu werden pflegen. Es war wirklich eine lebendigste, reizende, durch und durch geistreiche Frau, zugleich von der allerliebendwürdigsten Einfachheit und einer natürlichsten Natürlichkeit, wie Gott der Herr einzelne seiner Lieblings-creaturen zur Freude der Menschen zu machen pflegt. Sie schoß aus ihren Augen, welche wirklich blaue Thusneldaugen (eine russische Seltenheit) waren, mutige und gefährliche Strahlen und verstand auf die liebendwürdigste Weise mit unserm edlen Ritter zu spielen. Versteht sich, bei beiden war die gleiche tapfre Gesinnung auf Leben und Tod gegen den Reichsfeind Napoleon.

Dies war das erste Band, welches beide zueinander zog, aber das zweite war ihr funkelnder, blitzender Geist. Geist gesellt sich immer zum Geist, und eine geistreiche Frau hat vor dem Mann den Vorteil, daß sie sich sogleich, sei sie

Baronin, sei sie Fürstin, frisch und kühn neben und über jeden Rang stellen darf. Dieser liebenswürdigen Frau sah man es aber an jeder Gebärde an, daß sie an dem vollen Mut und der tapfern Wahrhaftigkeit unsers deutschen Ritters in der That schwelgte; sie war von der Kraft und Tugend des Mannes, welche in jedem Lande selten ist, in Rußland wohl seit Suworows Tode gewiß die seltenste ist, wirklich entzückt, ja sie war in sie verliebt. Es war eine Lust, diese beiden beisammen zu sehen, wie sie Wiß und Rede wechselten. Da sprach auch Stein unverhohlen aus, daß es schade sei, daß ein solches Weib in Rußland leben und sterben müsse. Er war von dieser ganz anders ergriffen als von der französischen Neckerstochter.

Ich bin in diesem Hause oft und viel wie zu einem häuslichen Mittagessen gewesen, wie solche Mittagessen in Palästen in Petersburg sind, aber ich habe im Lande Moskowien keine einfältigere und natürlichere Seele gesehen, als diese vornehmste Knesin in ihrem Leben und Wesen war. Ihr Gefühl tändelte nicht, einen Stein hätte sie wohl nimmer vertändelt, obgleich er in solchen geistigen Naturspielen oft wieder ganz jung werden konnte, wenn auch das Spiel immer mit edlem Ernst anfang und mit edlem Ernst endigte. O, sie fielen, ohne zu wissen, wie, oft in die allerernsthaftesten Dinge hinein. Ich führe hier nur eines an, wo er durch den Ernst des Gegenstandes so ergriffen ward, daß er ganz Rußland und auch seinen Liebling schalt, so daß sie ihre Tränen zu verbergen zum Schnupftuch greifen mußte und in weiblicher Verzweiflung beinahe in sich versinken wollte.

Sie hatte das Gespräch, ein ernstes, begonnen, über den Krieg und seine Erfolge, über den Mut und Patriotismus des russischen Volkes und dabei über viele Mängel der Verwaltung, über die Unredlichkeit und Bestechlichkeit, welche durch alle Klassen der Beamten und auch über die meisten Obersten und Generale hingehe, und wie Stolz und Unabhängigkeit des Charakters auch bei den Vornehmsten

eine Seltenheit sei. Das Gespräch ward zuletzt ein sehr ernstes Kapitel, welches in eine Steinsche Strafrede sur l'éducation et les mœurs de la noblesse russe auslief, wobei Stein die Gräfin auf ihr eignes Hauswesen und auf die gewöhnliche Tischordnung des Palastes hinwies mit den Worten: „Woher soll Sitte und Zucht in diesem Lande kommen, wo die Kinder, wie auch in Eurem Hause, in einem tatarisch-kalmückischen Gemisch und Zusammenleben aller Alter und Geschlechter aufwachsen und das Einfache, Edle und Strenge nimmer zu sehen bekommen?“ Das war der Punkt, das waren die Dornstiche, womit der Ritter der edlen Frau das Herz durchbohrte, und wodurch sie so schrecklich bewegt ward.

Jetzt muß ich ein wenig erzählen, um auch dies zu erläutern: Rußland herrscht über ein Drittel Asiens, über den zum Teil fast mit ewigem Eise bedeckten äußersten Norden bis an die Grenzen Chinas, Tibets und Japans; die rauheste Luft und auch die roheste Barbarei weht darüber hin, es ist der wilde Hauch des alten, verrufenen, sagenhaften Turan. Ein Wunder wäre es dann, wenn es nicht auch in Petersburg viel Asien atmete und lebte, wenn die sogenannte asiatische Einfalt des Lebens und Regiments sich dort nicht in einer gewissen asiatischen, gleichsam unvertilgbaren Einförmigkeit und Roheit zeigte. Wenn ich so das Treiben und Wesen in den russischen Palästen und in den Sälen der Vornehmen und Reichen mir betrachtet habe, ist mir ungefähr die Zeit eingefallen, welche man das dritte Jahrhundert der alten Imperatoren Roms oder die Zeit des sechsten, siebenten Jahrhunderts der ersten Merowinger in Gallien an der Seine und Loire nennen könnte: eine rohe, grausame Geschichte von Herrschaft und Knechtschaft, oft ein einzeln freundliches, wo eine ungezwungene Gleichheit zu herrschen scheint, wo aber öfter Barbarei, Willkür und Grausamkeit, häufig wie in possenhaften Spielen des Scherzes dann plötzlich wieder hervor- und dazwischenspringen. — Ein russisches Gastmahl zu Mittag

und Abend in einem Palaste im Dezember und Januar: zehn oder zwanzig, dreißig Schlitten, mit zwei oder mit vier Rossen bespannt, vor den Toren und Türen haltend, die Pferde gegen die Kälte bis über die Ohren mit Decken oder gar mit Pelzen behängt und ungeduldig so drei, vier, fünf Stunden im Schnee stehend, stampfend und wiehernd; die Rutscher und Bedienten, oft zu Zahlen von vierzig und fünfzig schnarchend in den Vorhallen, vor allen Türen, auf allen Treppen hingestreckt, die Gäste, die Wirte und ihre Diener, Köche und Kellner dazwischen durchlaufend oder darüber hintretend, auch wohl sie mit den Füßen tretend oder fortstoßend, daß es unter denselben schreit und flucht.

Das ist so eine kleine Außerlichkeit der Bewegung vor den Sälen und Gemächern des Palastes, aber in den Nebenhäusern und Hinterhäusern desselben sieht es noch ganz anders aus; da ist selbst in alltäglichen Sitten und Bräuchen eine Weise, wie man sie sich sicherlich in dem sechsten, siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bei den Merowingern und ihren Edlen und Magnaten vorstellen muß. Dies zeigte die Hauseinrichtung und selbst die Haustafel der edlen, tugendhaften und geistreichen Knesin Orloff-Soltykow.

Der Palast Orloff selbst ein hohes, mächtiges Gebäude; der Hinterteil ein langer, breiter Hof, zu beiden Seiten mit langen, zweistöckigen Nebengebäuden. Was lebt und wohnt in diesen? Alle möglichen Handwerker: Schuster, Schneider, Schlosser, Schreiner usw. und in den besseren Zimmern die Klassen, welche den verschiedenen Ordnungen der Künste und Wissenschaften angehören: Lehrer und Lehrerinnen jeglicher Art (sogenannte Utschitel), Sprachmeister, Tanzmeister, Fechtmeister, Maler und wie die Gattung sonst genannt wird, welche an europäischer Bildung arbeitet: kurz alle Sprachen, Deutsche, Franzosen, Italiener, durcheinander. Solcher saßen mehrere an der Orloffschen Haustafel an ihren bestimmten Plätzen, ebenso ein Duzend und mehr Jugend, welche von ihnen aus dem Groben gearbeitet und glatt gehobelt werden, darunter

mehrere adlige Knaben — ich meine, die Orloffs hatten keine Kinder — mit ihnen zehn, zwölf andere Kinder verschiedener Völkerstämme des weiten Rußlands (Kirgisen, Kalmücken, Tataren), je ein ausgesuchtes Exemplar, je ein Männlein und Weiblein, alle, damit es recht bunt würde und bliebe, in ihren Volkstrachten, versteht sich, in seidene und wollene Kleider, Tücher und Bänder und in feinere Stiefeln und Schuhe verwandelt, wie es dem Palaste und der Tafel eines solchen Kniesen geziemte.

Solche Kinder nun in solchen Palästen und in den allgemeinen Künsten und Übungen gleich Grafen- und Fürstenkindern erzogen und oft, wenn ihr Loß glücklich fällt, wenn die Kirgisin oder Tatarin schön und reizend ist und ein französisches Lied oder eine italienische Arie zum Klavierspiel herausgurgeln gelernt hat, kann sie möglicherweise auch einmal eine Gräfin und Knesin werden, und wenn der Tataren- und Kalmückenjunge Schönheit und Gestalt hat, kann er allenfalls zum russischen General aufsteigen.

Dies ist auch ein Asien; und solches Glück ist nicht selten ein russisches Glück. Wer war Potemkin? Man sagt, das war eines Bauers Sohn. Katharina sah den reißigen, blondlockigen Jüngling, der als ein junger Pope in Smolensk einherschritt; er gefiel ihren Augen, ward alsbald als Offizier in die Leibwachen eingestellt, schritt in Rang und Gunst der nordischen Semiramis mit Riesenschritten vorwärts, in wenigen Jahren regierte er ihr Herz, ihre Schlösser und Heere. Dies ist asiatisches, dies ist russisches Glück: geschwindes Steigen, aber oft auch geschwindes Fallen.

Diese Orloffsche Tischordnung erregte also einen Sturm von Reden und eine Flut von Tränen zwischen den beiden trefflichen Menschen. Aus Stein sprach hier nicht bloß der Reichsbaron, den die Mischung der Stände und Völker, die er hier erblickte, ärgerte, nein, sein sittliches Gefühl machte sich Luft: „Wie wollt ihr edle, selbständige Männer bilden bei solchem wüsten Gemisch, wo sich das von Rind auf bunt durcheinander treibt, wo die Geschlechter ver-

chiedenster Art bis zum Jünglingsalter so gemischt werden? wie kann da das Gefühl von Zucht, Ordnung und Sitte je entwickelt und rein erhalten werden?"

*

Königsberg gab ein recht lebendiges Bild des Krieges: wechselsweise die tapfern Regimenter des Generals Yorck in und um der Stadt, russische Generale und Offiziere, zum Theil sogar noch solche, die als preussische Gefangene oder Verwundete hieher gebracht waren, und die nun, ohne daß die Lage der Dinge zwischen Rußland und Preußen erklärt und abgeklärt war, doch als bei erklärtem Frieden und Bündnis frank und frei umhergingen; auch Durchführungen und Durchtreibungen unter dem Knall der Kosakenpeitschen unglücklicher einzelner Truppe französischer Gefangenen; zu diesen die meist unter lautem Jubel einziehenden Scharen von Jünglingen, welche das Yorcksche Heer ergänzen und verstärken sollten; dazu die Getümmel um die mit deutschen, russischen, auch noch hin und wieder mit einzelnen französischen, franken oder verwundeten Kriegern gefüllten Kriegslazarette, auch hier der viele Tod, doch keine so greuliche Erscheinung als in Wilna; doch wie der viele Tod mit seinen Seuchen immer den Krieg begleitet, hatte die Plage auch in der Stadt um sich gegriffen, oft so schlimm, daß in den Lazaretten die Hälfte der Ärzte gestorben war. Nun war auch Stein dazu gekommen, und die Augen aller Menschen waren auf ihn gerichtet, aus allen Enden des Landes strömten die Männer herbei, theils in des eignen Herzens Angelegenheiten, theils zu dem großen von Stein veranlaßten preussischen Landtage gelockt und berufen.

Man begreift, daß dieses alles zusammen genommen die Stadt in die außerordentlichste, lebendigste Bewegung und alle Herzen in eine ungewöhnliche Theilhaftigkeit versetzt hatte. In diesem Ozean von stürmischer Bewegung und Leben schwamm ich, ein glücklicher Tropfen, so mit,

allen hohen Versammlungen und dem Landtage und allen öffentlichen Festlichkeiten und Ehren- und Freudengelagen fast immer mit bewohnend und in meinen Mußestunden mich der freundlichsten Treue und Liebe gleichgesinnter Genossen, alter und neuer Freunde in der Wonne des aufgehenden deutschen Morgenroths so jugendlich erfreuend, als wäre ich plötzlich aus meinen Vierzigen in meine Zwanzige versetzt worden.

In diesem Leben und Weben der Dinge und Menschen war Stein der Morgenstern der Hoffnung, wohin alle blickten; um ihn rissen sich Freunde und Feinde — ich sage, auch Feinde; denn die Feinde kamen auch wohl heran, aus Furcht und für den Schein, oft mehr als Lauscher, Späher und Berichterstatter. Der große Mann sollte nun in allem sein, bei allem sein, er konnte vor Festschmäusen und Mittagstafeln, meistens doch von seinen Getreuesten angerichtet, sich kaum retten, wick den meisten aus, weil er dafür weder Zeit noch Gesundheit übrig hatte; wo er aber erschien, war jetzt durch ein in den deutschen Grenzen gleichsam mächtiger erglühtes und erblühtes Leben in ihm die Lust der Mutigen, das Schrecken der Feigen, durch Schritt und Tritt und Blick und Rede der Kühnsten voran. Bei diesen Gastmählern wußte er auch scharf zu unterscheiden; jeder frische Hauch des Lebens, auch der frischeste Hauch des Krieges vom Feldmarschall bis zum Feldwebel hinunter schien dem Tapfern zu behagen. Ich erinnere mich eines Mittagessens bei dem damals russischen General Tettenborn, ein schöner, tapfrer, weiland österreichischer Reiter, jetzt ein russisches Reiterregiment und Kosaken führend, eine lustige, leichte Husarennatur, gleich leicht im Nehmen und im Geben, der sich auch gern etwas geben ließ. Ich habe in Frankfurt im Herbst 1814 bei ihm den köstlichsten Judas Ischarioth gekostet. Er hatte sich von dem Bremer Bürgermeister ein hübsches Fäßchen aus dem Judas des Bremer Ratskellers schöpfen lassen; dieses Fäßchen ward in Frankfurt leer geschöpft.

Tettenborn hatte Stein und mich zu einer großen Soldatentafel eingeladen; Russen, Preußen, selbst ein verwundeter Franzos, neben ihm ein verwundeter preußischer Major von Zastrow, von Tettenborn in einem blutigen Schärmüßel zum Gefangenen gemacht, jetzt als Freund mit am Tische. An dieser Tafel sollte ein kleiner Franzosenbursch von dreizehn, vierzehn Jahren zuletzt durch Absingen fröhlicher Lieder die Schlußergözung machen: Tettenborn hatte den Jungen aus einem französischen Marktenderkarren herausgehoben, vor welchem das Pferd und in welchem seine Mutter tot lagen, hatte den Halbtotgefrornen wieder zum Leben erwärmt und auf seinen letzten Rosakenzügen nach Königsberg mitgebracht. Hier nun sang der in bunten Kleidern mit seidnem Gürtel recht hübsch phantastisch ausgestaffierte Bursch üppigste und leichtfertigste Lieder, wie sie in Lagerzelten und Hauptwachen zu ertönen pflegen. Natürlich waren sie zum Teil der aller-schmutzigsten Art, und da der Junge sie mit einem solchen Ton und solchem Ausdruck der Mimit sang, als wenn er schon das volle Verständnis ihres Inhalts hätte, so ward mein edelster, deutscher Ritter böse und schalt laut: „Wahrhaftig, Sie haben uns mit Ihrem Sänger guten Geschmack zugetraut; hätten Sie den Jungen mit allen andern doch auch erfrieren lassen — das wäre ihm für seine Seele wahrlich besser gewesen; in Ihrem Gefolge bleibt und wird er doch ein Galgenstreck.“ Da erwiderte der leichte Husar lächelnd: „Ich werde den Knaben auch nicht bei mir behalten, finde in Deutschland in irgendeinem Dorfe wohl einen guten Pfarrer oder Küster, dem ich ihn übergeben will.“

Unter vielen solchen kleinen Dingen standen die großen Dinge und die großen Personen Rußland, Deutschland, Preußen, Kaiser Alexander, König Friedrich Wilhelm, Bock, Stein, Hardenberg und mehrere andere bedeutende Angelegenheiten und Menschen in der Schwebung, Senkung und Hebung des Tages; es waren schwerste Knoten

zu flechten und zu lösen, schwerste Fragen zu erörtern, geschwindeste Bereitungen und Rüstungen gegen Deutschland und den Westen hinaus zu machen: denn das wußte man wohl, Napoleon, welchen man hundertfünfzig Meilen Flucht durch deutsche Grenzen in einem einsamen Schlitten unbeschädigt hatte entinnen lassen, werde daheim nicht schlummern und schlafen, der gewaltige Löwe werde seine Stimme in den deutschen Wäldern schon wieder erkönen lassen. Stein träumte, wußte, dachte Tag und Nacht nichts anderes als Erhebung und Aufstand des ganzen deutschen Volks gegen den bösesten Feind, als baldigstes Bündnis zwischen Kaiser Alexander und König Friedrich Wilhelm und dann geschwindesten Marsch über Weichsel und Oder zur Elbe und zum Rhein.

Hier in Königsberg öffnete sich nun der Anfang des künftigen deutschen Volkskriegs, hier sahen alle deutsche Hoffnungen auf die Gerüchte von Napoleons Unglück und Steins Ankunft in Preußens Grenzen, und schon waren aus Berlin, Dresden und andern Orten manche wackre, deutsche Männer und Jegen mitten durch die französischen Heerhaufen hindurchgedrungen, zu schauen und zu erkunden und den Freunden jenseits im Westen zu berichten und zu erzählen.

In Preußen mußte und wollte Stein mit seiner Begeisterung die Dinge mit der Blitzgeschwindigkeit seiner Natur anfassen und treiben und fortstoßen, und zwar in einer untröstlichsten Lage. Alles lag, ging und lief hier ja, wie ich oben angedeutet habe, gegen- und durcheinander, preußische, russische Kriegsscharen, weder Freund noch Feind, durcheinander gemischt, der Befehlshaber der preußischen Scharen, General Bock, als Verräter und Auführer von seinem Könige geächtet — man wußte nicht, ob bloß aus diplomatischem Schein oder aus Meinung der That — das Land selbst durch die Heereszüge seit dem Frühling des Jahrs 1812 von dem tückischen welschen Feind geplündert, verwüstet, erschöpft; doch mußten, wenn

der deutsche Anfang hier wirklich ein tüchtiger Anfang werden sollte, Mittel und Kräfte an Menschen und Geld gefunden werden.

Stein hatte in Gumbinnen diese Angelegenheiten mit Schön vielfältiglich verhandelt und durchgespröchen, jetzt kam es an den Hauptsitz der preussischen Regierung und an ihren Oberpräsidenten, den Landhofmeister von Muerßwald, der zu gleicher Zeit Schöns Schwäher war. Dieser mußte, wenn die Dinge hier zu einer Gemeinsamkeit zwischen Rußland und Preußen kommen, wenn die Vorbereitungen und Rüstungen für gemeinsame Zwecke in gewissenhafter Ordnung begonnen und geleitet werden sollten, mit Mund und Tat voranschreiten. Stein fand nun den Oberpräsidenten nicht so geschwind und entschlossen, wie er selbst war, er schalt ihn eine alte Schlafmütze, ohne Mut und Feuer, wo doch jedes deutsche Herz brennen und jeder Nerv zucken müsse, als sei jede Fiber ein Schwert.

Muerßwald war aber keine Mütze, sondern ein gescheiter, tüchtiger, treuer Mann, der selbst wohl führte und regierte und nebedem noch das zufällige, glückliche Verdienst gehabt hat, mit der schönsten, geistreichsten Frau dem Vaterlande treueste, tapferste Söhne zu hinterlassen. War dem Oberpräsidenten einige zaudernde Bedenklichkeit zu verdanken und zur Feigheit mißzudeuten? Er stand nicht bloß für seine Person, sondern auch für sein Vaterland auf der Spitze eines möglichen schauderhaften Abgrunds, wo das Darüberspringen oder Hineinstürzen unentschieden vor ihm lag; er wie alle Preußen hatten gleichen Schauder vor den Russen und den Franzosen; sie hatten auch die fides moscovitica und die fides alexandrina, von welcher Stein in seinem Eifer die schönsten Verkündigungen und Verheißungen machte, in dem Frieden von Tilsit genug erfahren; könne Alexander mit seinen Russen nicht wieder Eroberungen über Preußen meinen? War es ja schon eingetreten, daß ein russischer General, ein Italiener Marchese Paulucci, an der Nordspitze des

Landes einrückend, in seines Kaisers Namen verkündigt hatte, er nehme von dem Lande Besitz, was Stein freilich schnell hatte widerrufen lassen; und endlich jetzt in des Oberpräsidenten Muerzwald Herzen der Gedanke an den König und an den möglichen Willen und Entschluß des Königs — stand Yorck doch schon als ein nicht lockendes Beispiel königlicher Ansichten als Verräther erklärt vor ihm.

Genug, Muerzwald zauderte vor Steins kühnem Ungestüm und wollte sich im Steinschen Sinn, der seinerseits von Alexanders Redlichkeit und Großherzigkeit hinsichtlich Preußens und Deutschlands die ehrlichste, vollste Überzeugung in sich trug, nicht fortreißen lassen, er wollte seinem gewaltigen Ungestüm nicht sogleich mit Alexandrischem Glauben folgen. Das ward indessen durch die mehr vertrauten Männer und Freunde, durch den edlen, tapfern Grafen Minister Alexander Dohna und durch Schön vermittelt. Es ward ein Landtag ausgeschrieben, und im Namen ihres Königs versammelt, wollten die Stände den General Yorck zu ihrem Präsidenten wählen; er aber lehnte das weise ab, und bald stand Alexander Dohna als ihr Präsident da. Sogleich ward nun desselben Bruder, Major Graf Ludwig Dohna, an das königliche Hoflager in Breslau gesandt, den König über den Gang und Verlauf der Dinge und über die Treue und treue Meinung seines Volks in allen Schritten und in den in der Not des Augenblicks ergriffenen Maßregeln genauen Bericht abzustatten und für alles endlich seine Gnade und Billigung zu erbitten, auch über das Heer und über Yorcks Führung und Stellung das Wahre und Mögliche darzustellen.

Diesen Yorck, der durch seine bewußte, eiserne Tapferkeit ein berühmtester Name geworden ist, hatte ich nun auch Gelegenheit, mir genauer zu betrachten: ein Mann hohen Wuchses auf runden, stämmigen Beinen, die fest und gerade wie in einem ehernen Standbilde standen, der Leib stark, doch mehr mager, darüber ein Kopf mit scharfen, ausblühenden Augen, die Stirn gerunzelt wie gehacktes Eisen,

ein eiserner Mann, rauh wie die rauhen Küsten seines hinterpommerschen Strandes. Sein Großvater war Pfarrer an jenen kahlen Küsten gewesen, sein Vater ein armer Leutnant in Friedrichs des Großen Leibwachen, er selbst, ein armer Junker, hatte von unten auf gedient. Dies war ein echtestes Musterbild altpreussischer Schroffheit und Schneidigkeit, durch seine sicherste Tapferkeit der Mann, der selbst in seiner kalten, eisernen Festigkeit seine Krieger begeistert hatte.

Es ist unter Steins, Dohnas, Alverswalds und Yorcks Auspizien der Landtag abgehalten und das edle Land Preußen mit allen seinen letzten noch übrigen Mitteln und mit allem Mut und aller Liebe und Treue seiner Männer und Jünglinge gerüstet und bewaffnet worden. Wahrlich kein Land war gleich Preußen durch die Durchzüge der französischen Heere, durch den Raub von Geld, Kanonen, Menschen, Pferden und Rindern, fast mit berechneter Bosheit und Tücke, für den großen russischen Feldzug so mitgenommen und ausgeleert worden als Preußen, und doch — jetzt bewegte und belebte sich alles, als wenn jüngstes, vollstes Leben, ja die Fülle des Lebens und der Kraft noch dagewesen wäre. Ja, es war jene Fülle der Kraft da, die aus dem Geiste erglüht und erblüht, durch diese Kraft haben Greise wieder wie Männer gefochten und Jünglinge, ja fast Knaben von sechzehn, siebenzehn Jahren ihre Säbel wie mit vollster Manneskraft geschwungen. Ich werde das Schwingen, Klingen und Ringen dieser Morgenröthe deutscher Freiheit, diesen so leuchtenden Aufgang eines neuen, jungen Lebens nimmer vergessen.

Zuvor noch ein Wort von und über Yorck. Der König, als alles mit Macht zum Kriege gegen die Franzosen drängte, hat sich endlich in Yorcks Schritte bei den Verhandlungen mit den russischen, geheim hin und her gehenden Boten gefunden, hat das Wort *Auführer* und *Verräther* ausgestrichen, aber gut gefunden hat er sie doch nimmer. Königen wird das Verzeihen schwer, wenn Männer ohne sie Entschlüsse zu fassen scheinen, auch wenn

diese Entschlüsse zu ihrem Ruhm und Heil genommen sind und durch eine äußerste Nothwendigkeit entschuldigt werden, wie Yorcks Verfahren und sein eigenmächtiger Abmarsch von dem Heere des französischen Marschalls Macdonald, dem er untergeordnet war. Friedrich Wilhelm hat das den General Yorck noch viel später empfinden lassen. Als in Frankreich Yorck nach vielen Schlachten und Siegen vor ihm aufmarschierte und die Soldaten zum Theil mit beschmutzten und zerrissenen Monturen und Stiefeln zur Musterung vor ihrem Herrn standen, sagte der König: Schlecht gepuht und gekleidet, und als Yorck das mit dem Winterfeldzuge und der tüchtig vollbrachten Kriegsarbeit entschuldigte und für sich und seine Tapfern eher ein Lob erwartete, fiel ihm der König ein: „Nun müssen's eben ertragen, haben's ja selbst nicht anders gewollt.“

Stein ist es bei seiner Ankunft aus Kalisch in Breslau eben nicht besser ergangen als dem General Yorck in Frankreich bei der königlichen Musterung seiner zerrissenen und durchlöchernten Krieger. Um ihn, der mit dem glühendsten Eifer für die Wiederherstellung seines alten Herrn und Deutschlands mitten im bittersten, strengsten Winter und mit Gicht und Podagra durch Eis und Schnee dahin gekommen war, hatten sich weder König noch Minister gekümmert. Er war dort von einer gefährlichen Krankheit ergriffen worden und hätte allenfalls wie ein gewöhnlicher, fremder Reisender gleichsam ungewußt und unbekannt sterben und begraben werden können. Kurz, man hatte ihn fast wie eine Pest, als fürchte man irgend eine Ansteckung durch ihn, gemieden, und die Vornehmen und Hohen hatten vielleicht gefürchtet, durch Fragen und Besuche nach und zu ihm auf irgendeine Weise verdächtig und anrüchig zu werden.

Doch hatte sich, wie einer mir erzählte, der Oberhofmeister oder Obergroßpapa (spanisch: el gran ajo del rey) des Hofes, Fürst Wittgenstein, bei Stein melden lassen, sein Bote hat aber die Steinsche Antwort bekommen:

„Der Fürst mag kommen, aber er wird mir's nicht übelnehmen, wenn ich ihn die Treppe hinunterwerfen lasse.“ So die Erzählung, aber Stein hatte ihn nachher doch gesehen.

*

Bald nach Neujahr 1814 trat ich meine Fahrt gegen den Rhein an mitten durch Schnee und Eis im brennendsten Winter, besuchte Frau von Wolzogen in Weimar, mußte aber von der gewöhnlichen großen Straße vor Erfurt abbeugen, wo die Zitadelle noch von Franzosen besetzt und eben von den belagernden Preußen umdonnert war. Ich fuhr dann des Weges über Arnstadt auf Schmalkalden den Inselberg hinunter, wo auf der eisglatten Höhe dieses Gipfelberges des Thüringer Waldes meine Pferde mit Wagen und Gepäck den Berg herunterrollten. Ich war glücklich früher ausgestiegen und lief nebenher, aber das Glück war überhaupt mit mir: Pferde, Wagen, Gepäck, alles unbeschädigt unten wieder gesammelt, und jegliches in seine Ordnung gebracht.

Ich schlief in Schmalkalden, wo auch Tausende von Kranken und Verwundeten gehäuft gelegen und viele der Einwohner mit ins Grab gerissen hatten. Die kleine Stadt lag wirklich mitten an einem trübsten Wintertage wie eine in Schwarz gekleidete Trauerstadt. Die folgende Nacht schlief ich in Würzburg, von wo es über Aschaffenburg nach Frankfurt ging, wo ich den zwölften oder vierzehnten Januar anlangte. Von hier war das Hauptquartier der Kaiser und Könige und mit ihnen auch Stein weiter nach Süden gegen die Grenzen der Schweiz gezogen und bald darauf in Frankreich selbst eingezogen.

In dieser alten, heiligen Reichsstadt Frankfurt habe ich nun beinahe ein Jahr und später in verschiedenster Zeit wieder Jahre und Monate verlebt und, wie ich mir einbilde, viele Freunde und wenigste Feinde gewonnen. Ich bin — in jenen Tagen auch eine Kriegslast — bei der edlen, altburgundischen Familie Gontard, dann bei dem

wackern patriotischen Deutschen, dem Buchhändler Eichenberg, auf gut soldatisch einquartiert gewesen und habe die Liebe und Freundschaft dieser trefflichen Menschen gewonnen, die mir bis in diese spätesten Jahre geblieben ist. Eichenberg war ein sehr gebildeter Mann, ein Zögling des Dessauer Philanthropins; sein Vater hatte Goethes erste Jünglingsproben verlegt; seine Witwe lebt als treueste Freundin mit mir noch ins höchste Alter hinein.

Was tat und schaffte oder schuf ich hier in Frankfurt? Ich antworte: Ungefähr dasselbe, was ich in Königsberg, Dresden und Leipzig getan hatte. Bei Gelegenheit hatte ich einzelne Ausrichtungen und Aufträge von dem Minister, die mich wohl auf einige Wochen oder Monate nach Koblenz, Mainz, Worms und andern Orten entführten, auch mir das Leben und Treiben der Hofhaltungen von Darmstadt und Baden-Karlsruhe zu betrachten. Hier in Frankfurt stand aber die deutsche Zentralverwaltung jetzt fest, obgleich ihr Haupt jetzt mit den Herrschern in Frankreich umherzog. Unter dem Schutz dieser Verwaltung hatte ich Recht und Macht in meiner Weise mit der Feder und durch eine freieste Presse zu wirken. Hier war von preussischer Seite jetzt besonders wirksam der Oberst Rühle von Lilienstern für den Krieg und für das allgemeine deutsche Bewaffnungswesen, und für das mehr Innerliche, vorzüglich für das Verpflegungs- und Lazarettwesen, war der edle, vortreffliche Graf Solms-Laubach berufen, mit welchem ich viel zu verkehren hatte; von Österreich waren ein Herr von Handel und Major Meyern, Verfasser der Diana Sora, bestellt, mit welchem ich manche genialische Umzüge und Ausflüge an dem schönen Rhein umher gemacht habe; von andern deutschen Staaten waren andere Männer da; Rußland ward hier durch Nikolaus Durjeneff vertreten, dessen Bruder Alexis ich in Petersburg sehr gekannt hatte.

Dieser Nikolaus war ein kleiner, gescheiter, braver, hinkender Moskowiter von unverwüßlich fröhlicher Laune,

mit dem ich auf einem sehr guten Fuß stand, und den auch Stein gern mochte. Er lebt jetzt seit einem Menschenalter an der Loire in Frankreich, seit der Zeit der großen russischen Verschwörung bei dem Regierungsantritt des Kaisers Nikolaus. Er war zu seinem Glücke eben damals auf Reisen im Auslande, sonst würde das Sprichwort Mitgefangen mitgegangen gewiß an ihm in Erfüllung gegangen sein. In despotischen Staaten bedarf es oft nur des Winks, daß man mit einem Verschwörer weiland in Bekanntschaft, Brüderschaft oder Briefwechsel gestanden hat, um solche Verbindung später bei Gelegenheit durch einen gemeinsamen Strick auf das engste zu verknüpfen. Er hatte solche oft sehr zufällige Bekanntschaften und Jugendbrüderschaften mit einzelnen der Angeklagten gehabt und ist deswegen zum Tode verurteilt worden. Vor etwa zehn Jahren schickte er mir als Geschenk ein sehr lesenswertes Buch über die russischen Zustände seiner Zeit unter dem Titel *La Russie et les Russes*. III Tomes, Paris 1847. Nun lese ich vor einigen Wochen in guten Zeitungen: Nikolaus Durjeneff sei von Kaiser Alexander begnadigt und werde nach Rußland zurückkehren. Ich glaube das nicht, ich glaube, mein gescheiter Nikolaus wird kein Narr sein; ich kann es nicht glauben, wenn ich einige Kapitel seiner *Considérations* wieder lese. O du lieber Gott! Da ist Stoff für mehr als einen russischen Strick, für mehr als eine russische Knute; wenn der Mann Feinde hat, so könnten sie daraus solche Stellen herausklauben, solche Deutungen aus diesen und jenen Winken und Andeutungen machen, die nicht allein in Rußland, sondern in den meisten Ländern einem ehrlichen Mann einen Hochverratsprozeß an den Hals hängen könnten.

Nach geschlossenem Frieden kam Stein hier in Frankfurt an um die Mitte des Monats August 1814. Ich saß in meinem Wagen auf einer Fahrt von Frankfurt nach Mainz, da wollte er mir unweit Höchst mit Extra-postflügeln vorüberfliegen. Ich erkenne ihn sogleich, General

Boyen sitzt neben ihm im Wagen; auch er erkennt mich, ruft: Gleich umgekehrt! Mit mir nach Frankfurt zurück! Ich tat so, und saß mit ihm und Boyen und dem braven General Kleist-Nollendorf im Römischen Kaiser bald am Mittagstisch. Das ward uns allen wirklich ein rechtes, deutsches Freudenmahl. Er befahl vom besten Elfer, und wir tranken und ließen die Gläser zusammenklingen. Es wurden nun nach Verlauf von fast anderthalb Jahren mit ihm in Frankfurt wieder mehrere recht fröhliche Wochen verlebt. Er war die ganze Zeit dieses seines dortigen Verweilens ungewöhnlich hell und heiter und auch seiner Weise nach sanft. Wenn vieles auch nicht nach seinem Wunsch geraten war, konnte er sich doch fast wie ein siegreicher Triumphator fühlen; er war auch dadurch glücklich, daß er sein altes Nassau mit eignem Weib und Kindern eben einige Tage wiedergesehen hatte.

Hier werden ein paar Geschichten Steinscher Art, theils von mir selbst miterlebte, theils von zuverlässigen Freunden erzählte Geschichten von mir wiedererzählt:

Stein war ein großer, deutscher Name geworden, Berufene und Unberufene drängten sich zu ihm und fanden sich zuweilen abends um seinen Teetisch versammelt. Dieser Teetisch stand jetzt gewöhnlich in einem hübschen Garten an dem Wege nach Bornheim, wo er seine Sommerwohnung genommen hatte. Hier erschien auch der Kronprinz Ludwig von Bayern, gleich Stein von dem feurigsten Mut für ein neues, freies Deutschland entflammt und daheim ein erklärter Gegner des Premiers seines Vaters, des Ministers Grafen Montgelas. Der Prinz, feurig fürs deutsche Vaterland und freundlich und lebenswürdig wie er war, nahm auch mich wohl zuweilen an seinen Arm und durchwanderte geschwinden Schrittes mit mir die Laubgänge. Da tönten des Jünglings Worte, da er sehr taub war, denn über die Hecken des Gartens hinaus, vielleicht tönten auch die meinigen, da ich kein Flüsterer und Leiseprecher bin. Dies machte denn, daß die Leute,

welche überdies den berühmten Stein und einen Kronprinzen gern sehen wollten, auf der Promenade am Garten sich häuften und stillestanden. Da rief Stein uns zu: „Kommen Sie, Königliche Hoheit, und fühlen den Eifer mit einer Tasse Tee. Sie sprechen so laut, daß die Leute stillstehen und glauben, ich halte hier einen Jakobinerklub“. Und der gute Kronprinz lächelte und setzte sich.

Einmal besuchte Professor Schlosser, jetzt in Heidelberg, damals Lehrer am Frankfurter Gymnasium, den Minister. Dieser fragte ihn: „Nun, lieber Schlosser, wie steht's denn daheim bei Ihren Friesen im Lande Jever?“ — „O, Excellenz, es geht ihnen auch schlecht wie im ganzen übrigen Deutschland, aber immer noch viel besser als anderswo; wir haben nur freie Bauern bei uns und gar keinen Edelmann.“ Und Stein herzlich lachend: „Sie wollen sagen, die Bauern haben sie alle einmal weggejagt oder totgeschlagen, wir beide schlagen uns einander nicht tot.“

Ein Graf Waldbot-Bassenheim kommt Stein besuchen, mit feierlicher Hersagung aller seiner Titel, mit dem Obergurggrafen der Reichsfreiheit Friedberg beginnend, sich vor ihn stellend — und Stein nimmt geschwindest einen Stuhl und setzt ihn vor den Bassenheim hin, mit den Worten: „Setzen Sie sich, Herr Graf, ich habe für alle die Herren, die Sie mir nennen, nicht Stühle genug.“

Stein ist einen Tag zum Mittagessen auf dem Landhause seines Bankers Mezler & Komp. Als sie eben beim Kaffeetisch sitzen, fährt ein prächtiger Wagen vor, und der bayrische Feldmarschall Graf Wrede läßt sich melden. Bei diesem Ton springt Stein auf, öffnet die Thür und ruft seinen Leuten sogleich anzuspannen. Mezlers wollen ihn halten, aber er eilt hinaus, sagend: „Mit einem solchen verfluchten Räuber sitze ich nicht in demselben Zimmer.“ Er läßt den Bayer an sich vorübergehen und fährt fort. Dieser Zorn gegen Wreden hatte noch seinen besondern Haken. Von allen deutschen Truppen unter französischem Kommando hatten in Norddeutschland die Bayern und

die Darmstädter durch Roheit, Zuchtlosigkeit und Plünderungssucht den schlechtesten Ruf hinter sich gelassen. Brede ward wohl mit Recht beschuldigt, den Seinigen nicht nur vieles nachgesehen, sondern ihnen auch selbst das böseste Beispiel gegeben zu haben. Bei einem solchen Beispiel hatte ihn nun Stein erfaßt und zwar recht tüchtig angefaßt. Brede war in Schloß Öls in Schlesien einquartiert, im Schlosse des Herzogs von Braunschweig. Hier hatte er es ganz den gierig unverschämten französischen Räubern nachgemacht, den Soult, Massena und ihresgleichen, welche das Silber (Löffel, Teller), womit sie von ihren Wirten bedient wurden, nach der Tafel gewöhnlich einpacken und mit ihrem Gepäck wandern ließen. So hatte Brede in Öls ganz nach französischer Marschallsweise bei seinem Abzuge alles herzogliche Schloßsilber mit zu seinem Feldgepäck legen lassen. Der arme Schloßvogt hatte dem nicht wehren gekonnt, hatte aber, damit er selbst nicht für den Räuber und Dieb des herzoglichen Silberschatzes gehalten würde, den Marschall um einen Schein gebeten, daß er in Kraft des Kriegsbefehls es sich habe ausliefern lassen. Und wirklich hatte der Feldmarschall ihm den genau spezifizierten, vorgelegten Schein bei seinem Abmarsch in einfältiger, deutscher Überraschung unterschrieben. Dieses Papierchen war nun im Jahr 1813 Steins Händen übergeben, und Brede hatte den Wert des Raubes im folgenden Jahre mit einer hübschen Summe Geld zurückzahlen müssen.

Das Jahr 1814 lief schon gegen den Herbst abwärts, die Heere der Verbündeten zogen über den Rhein wieder gegen Osten! auch die Kanzlei der Zentralverwaltung und ihre Geschäfte wurden geschlossen und abgeschlossen. Von dem freilich, was Stein mit dem Entwurf und Anfang dieser Zentralverwaltung gemeint hatte, war zwar leider wenig erreicht worden, aber doch war viel Gutes durch sie getan und bewirkt. Das Beste, was sie bewirkt hat, war die Wirkung, die sie auf die Meinung und den Glauben

des Volks gehabt hat; das Beste des Menschen ist ja immer sein Glauben und Denken. Es dämmerte nach einem fünf Jahrhunderte langen, traurig durchschnarchten, starren Schlaf bei den Deutschen allmählich der Morgentraum von der Wiederauferstehung eines deutschen Volks und Reichs auf. Wir packten also in Frankfurt ein, und jeder einzelne ging nach Hause an seinen Ort. Stein zu den Seinigen nach Nassau, um von da später nach Wien zu gehen. Ich machte eine Lustreise — ich hatte sie durch heiße Sommerarbeit wohl verdient — nach Köln und Düsseldorf, von dort wieder nach Nassau, welches ich mir im verflossenen Jahre zuerst ansehen hatte.

Ich ward dort im Schlosse von dem Minister und den Seinigen auf das allerfreundlichste empfangen. Er war außerordentlich heiter und munter und lief mit mir und seinen beiden Töchtern, von welchen Henriette schon erwachsen, Theresese ein kleiner, mutwilliger Aufschöpsling war, gleich die ersten Tage auf allen Wegen und Stegen durch Wald und Feld und über Berg und Thal herum. Da mußte ich das schöne, mutwillige Thereschen, welches immer Übersprünge machen wollte, und über dessen unschuldige Wildheit der Papa sich herzlich freute, denn oft über kleine Bäche und Gräben auf meinen Armen mit mir fortschnellen, wobei es sich wohl begab, daß sie ihre eigenfüßige Macht zeigen wollte und zu Papas Ergözung ein Stiefelchen im Schlamm stecken ließ.

Hier war nun auch Steins Schwester Marianne, Dechantin des adligen Fräuleinstifts Wallerstein zu Homberg in Oberhessen, im kleinen Duodezformat an Leib und Geist ein echtestes Ebenbild des Bruders. Aber sie war ein Weib, alles in ihr besonnener und milder, in der Rede dieselbe Kürze und Geschwindigkeit, derselbe unbewußte schlagende Witz, ihr Wuchs klein, und auch darin Verkürzung und Verkleinerung, der Kopf schon mit dem Schnee des Alters bedeckt, aber daraus leuchteten ein paar prächtige, wie Sterne funkelnde Augen. Sie war eine gelehrte

Dechantin, die mit ihren Fräulein wohl hätte Schule halten und ein Examinatorium und Disputatorium über die alte, deutsche Reichsverfassung hätte anstellen gekonnt. Sie kannte die alten, deutschen Ordnungen und Verfassungen nicht bloß auf dem Nagel, sondern trug sie im lebendigsten Herzen. Rührend stand sie neben dem Bruder, dessen gewaltige Lebendigkeit vor ihr oft in stilleren Ufern dahinfloß. Sie war um beinahe zehn Jahre älter als er, hatte in ihrer Jugend, als er noch als Knabe dahinsprang, mit der Mutter Haus und Hof verwalten und, wie er erzählte, auch ihn erziehen und seinen feurigen Mut bändigen geholfen. Er hing auch mit einer Art Verehrung an ihr, und ich hörte ihn, wenn er wohl mal über seine Feurigkeit und seinen zu reizbaren Sackzorn klagte, wenn er in einer Unflage seiner selbst klagte, sagen: Ohne meine fromme Mutter und meine ebenso fromme und gute Schwester Marianne hätte ein Erzbösewicht aus mir werden können." In solchen Superlativen sich auszusprechen lag einmal in seiner Art.

Diese kleine Frau Dechantin war wie ihr Bruder von einer napoleonischen Achtung getroffen und als eine Auf-
ruhrstifterin nach Frankreich abgeführt und nur durch die Verwendung ihres Neffen, des polnisch-sächsischen Ministers Senfft von Pilsach, wieder losgelassen. Bei dem hessischen Dörnbergaußstande des Jahres 1809 gegen König Hieronymus war eine Fahne der Aufständler erbeutet, welche eine Kanonissin des Stiftes Wallerstein mit Blumen und Zeichen deutschen Anspiels und Vorspiels schön ausgeblümt und gestickt hatte. Da hatte man nun gleich nach dem geächteten Namen Stein gegriffen; ihren Bruder freilich würde Napoleon, wenn er ihn einmal in seinen Klauen gehabt hätte, nimmer lebendig losgelassen haben.

In dem glücklichen, nun wieder versammelten Steinschen Hause flutete nun fast tagtäglich eine Flut besuchender Freunde und auch vieler Fremden herein, besonders viele russische Generale und liebe Bekannte von dem Peters-

burger Sommer her. Mit mir saß gleich den ersten Tag der alte, schlaue, graue Hetman Platow mit andern Moskowitern zu Tische. Nach dem Essen ging die Gesellschaft die Burg Stein besuchen. Hier hatte ein alter Maurermeister in Nassau, der vor vielen langen Jahren des Ministers Spielkamerad gewesen war und sich immer als Allergetreuester zum reichsfreiherrlichen Hause Stein gehalten hatte, den Einfall gehabt, an den Grenzen, welche auf der Höhe des Bergfegels und an den Wiesen der Lahn hinlaufen und das Steinsche und herzogliche Gebiet scheiden, durch die mühevollste und künstlichste Zusammensetzung von Steinen, Moosen, Blumen und Zweigen die Taten und Leiden der jüngsten Feldzüge, die Einäscherung Moskaus, den Rückzug und die Flucht der Franzosen, die Leipziger Schlacht usw. usw. bildlich darzustellen. Es war die Arbeit wie einer natürlichsten, kindlichen Dankbarkeit. Da war denn auch Steins Namen und Wappen und mehrere wohlverdiente Kränze an verschiedenen Stellen von dem treuen, alten Meister angefügt. Stein hatte schon von dieser seiner Verherrlichung gehört und finster dazu gesehen. Nun als er sie wirklich erblickte, geriet er in Zorn und wollte alles sogleich wegschaffen lassen, alle die schöne, mühevollen und kunstreiche Arbeit, worauf der fromme Meister vielleicht die Feierstunden einiger Wochen verwandt hatte. Die gute Dechantin war außer sich, wagte aber nicht, sich gegen zu legen, seufzte nur: „Ach der arme, alte Mann!“ Sie sprach zu mir, eine Fürbitte zu wagen; bald kamen andre Gäste, welche vorstellen und bitten helfen mußten — und wir brachten es dahin, daß Stein freilich verdrießlich wegging mit den Worten: „Die Leute könnten glauben, ich sei ein alter kindischer Narr geworden und bilde mir ein, die Welt erobern zu haben“, aber er erlaubte endlich doch, daß Wind und Wetter das Werk des alten Maurers zerstören durften. — Dies war ein Bildchen aus dem Hausleben. Hier noch ein paar Bilder, worauf bedeutende Menschen als die Hauptfiguren stehen.

Im Sommer des Jahrs 1815 kam Stein nicht lange vor seiner zweiten Fahrt nach Paris in Köln an, wo ich damals saß. Er schickte einen Bedienten, ich möge nach dem Dom kommen, wo ich ihn finden werde. Da kam auch sein Adjutant Eichhorn eben frisch aus Berlin auf einen Morgengruß zu mir, im Begriff nach Paris weiterzugehen, wo er als des preussischen Ministers Freiherrn Altenstein Adjutant wirken sollte. Altenstein nämlich war als ein sehr wissenschaftlicher Mann dem Staatskanzler besonders empfohlen, um aus der großen französisch-napoleonischen Löwenhöhle Paris den Raub deutscher Denkmäler, Bibliotheken, Urkunden usw. wieder herauszuholen, ein Diebsraub, welchen das erste, gebildetste Volk Europas, wie es sich immer betitelt, mit der schamlosesten Habgier aus allen Ländern zusammengeschleppt hatte. Ich sagte ihm: Stein ist da, wir finden ihn im Dom — und wir gingen flugs dahin. Er begrüßte uns auf das allerfreundlichste — und wen erblickten wir nicht weit von ihm? Da stand der neben ihm größte Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts, Wolfgang Goethe, sich das Dombild betrachtend. Und Stein zu uns: „Lieben Kinder, still! still! nur nichts Politisches! Das mag er nicht; wir können ihn da freilich nicht loben, aber er ist doch zu groß.“ Wunderbar gingen die beiden deutschen Großen hier nebeneinander her wie mit einer gegenseitigen Ehrfurcht; so war es auch im Gasthause am Teetisch, wo Goethe sich meistens sehr schweigsam hielt und sich früh auf sein Zimmer zurückzog.

Wie waren die beiden zusammengekommen? Wie dann miteinander nach Köln gekommen? Goethe hatte seine Vaterstadt und einige alte Genossenschaft und Freundschaft einmal wieder besucht. Da hatte ihn sein Herz gefaßt, und er hatte sich wieder das Herz gefaßt, die Pfade, auf welchen seine lustige, genialische Jugend sich ergangen und getummelt hatte, die Pfade, welche bei Wehlar an der Lahn und durch ihre schönen Täler nach Nassau, Koblenz, Ehrenbreitstein und Balendar hinlaufen, noch einmal

wieder zu durchwandeln. Da vernimmt Stein in seinem Schlosse die Nachricht, Goethe ist in Nassau im „Löwen“ abgestiegen. Er flugs in den Löwen und holt und zwingt den Sträubigen in sein Schloß hinauf. Da nun Goethe einen Ausflug nach Köln vorhat, so läßt Stein seinen Wurstwagen vorspannen, und sie rollen zusammen den Rhein bis nach Köln hinunter. Ich kann mir denken, wie die beiden Reisegefährten jeden Zusammenstoß vermieden; es war gewiß die äsopische Reise des steinernen und irdenen Topfes. So gingen sie auch in Köln nebeneinander hin mit einem zarten Noli me tangere. Nimmer habe ich Steins Rede in Gesellschaft stiller tönen gehört.

Hier konnte ich mir unsern Heros Goethe ein paar Tage recht ruhig betrachten, mich seines herrlichen Angesichts erfreuen: die stolze, breite Stirn und die schönsten, braunen Augen, die immer wie in einem Betrachten und Schauen begriffen offen und sicher feststanden und auf jeden Gegenstehenden und Gegenschauenden trafen; aber doch gewahrte ich, was mir in seiner Haltung früher schon aufgefallen war, ein kleines Mißverhältniß in der Gestalt des schönen Greises: wann er stand, gewahrte, wer überhaupt dergleichen sehen kann, daß sein Leib eine gewisse Steifheit und gleichsam Unbeholfenheit hatte: seine Beine waren um sechs, sieben Zoll zu kurz. Ich habe mir das Wesen der Zukurzbeinigen im Leben genug betrachtet. Sie entbehren immer einer leichten, natürlichen Beweglichkeit und Schwunghaftigkeit des Leibes, und ich glaube daher, daß der junge Goethe, von seinem achtzehnten bis fünfunddreißigsten Jahr gerechnet, als Reiter, Fechter, Tänzer, Schlittschuhläufer nimmer ein Leichtfliegender hat sein gekonnt. Es gab ihm dieser leibliche Mangel wohl etwas von einer natürlichen Steifheit; anderes mochte in Art und Gewohnheit liegen.

Goethe war ja Minister und Erzellenz und in Wahrheit eine der erzellentesten Erzellenzen des Vaterlandes; aber hier in Köln, wie? wie? Es kamen von den jungen

Offizieren, die in Köln standen, einige, sich vor ihm zu verneigen, solche, deren Väter oder Vettern er kannte, Thüringer und andere, Ministersöhne, Baronsöhne, unter ihnen Wilhelm Humboldts Erstgeborener, Sungen, vor welchen Stein, ja nicht einmal unsereiner, nicht die Mühe abgezogen hätte — und Goethe stand vor ihnen in einer Stellung, als sei er der Untere. Eine solche Ungefügigkeit des Leibes, eine solche fast dienerliche Haltung einem Altadligen gegenüber, vielleicht aus Jugendgewohnheit, womit eine gewisse Steifheit verknüpft war, ist dem sonst zwar stolzen, aber sehr großmütigen, liebenswürdigen Manne von den Unkundigen wohl oft als Hoffart ausgelegt worden. Aus dem Gefühl eines gewissen körperlichen Mangels hat er in Beschreibungen und Schilderungen seiner sogenannten ritterlichen Männer (ein Tarno und Konforten) auf jene körperliche Beweglichkeit und Gewandtheit, welche jeder Jagdjunker und Kammerjunker von Kind auf leicht und umsonst gewinnt, wie mir deucht, im Kleinen einen zu großen Wert gelegt.

Im Sommer des Jahres 1817 kam Stein auf vier Tage mit Goethens Herrn, dem Herzog von Weimar, nach Köln. Sie wollten in der alten, heiligen Stadt allerlei Raritäten beschauen, der Herzog hat dort auch eine ganze Reihe schöner, gemalter Glasfenster des Mittelalters eingekauft und eine schönste, silberne Schüssel, welche Friedrich Barbarossa seinem Paten, dem Sohn des Grafen von Rappenberg, wo Stein jetzt wohnte, als Taufgeschenk verehrt hatte; so besagte die Inschrift. Ich konnte hier in der Stadt nun schon den Cicerone machen und war viel mit ihnen auf den Beinen. Die abendliche Teestunde war immer die allgemeine Versammlungsstunde. Stein war gesund und von der köstlichsten Laune, der Herzog nach seiner gewöhnlichen, alten, sehr soldatischen Weise: der geborne Fürst über jeden Zwang hinaus und immer der helle, frische Mann von Mut und Geist. Er hatte von seiner welfischen Mutter Amalia wohl das Beste in seinem

Naturertheil bekommen; der Eindruck, den er auch dem nur oberflächlich Betrachtenden machte und hinterließ, höchst liebenswürdig: er blieb der Herr in der Gesellschaft und machte doch jeden frei.

Die beiden hohen Herren gingen höchst ungezwungen miteinander um, fast wie alte Jugendgenossen; der hochgeborne Reichsfreiherr schien dem höhergebornen Fürsten auch keinen Augenblick unterlegen. Das war aber das Besondere, daß, wo von ernstesten Gegenständen gesprochen, ja wo nur, wie im leichten Gespräch geschieht, darüber hingewinkt oder nur gelächelt ward, Stein immer als der Fürst und der andere oft nicht viel über dem Diener zu stehen schien. Da empfand man klar, dies war ein Gebiet, auf welchem der Herzog sich fremd fühlte, oder vielmehr, wo er sich mit allen Sitten und Gewohnheiten auf sein gemeines Feld verlief und verlor. Hier erschien er nur als der leichtfertige Hohnlächler und Spötter oder als der kittelnde und zweifelnde Noten- und Glossenmacher, als ein Mephistopheles, der vielleicht auch Goethen oft mehr herabgezogen als gehoben hat. Hierbei war auch das wunderbarlich, daß ihn immer der Nizel stachelte, Stein zum Zorn zu reizen und sich an seiner Heftigkeit gleichsam zu ergötzen; denn er selbst blieb bei allen geschwindesten Einhieben und Gegenhieben des Freiherrn in fürstlicher Gleichmütigkeit trotz einem Gotte Epikurs.

Einen Abend ward es vorzüglich lebendig. Der Herzog war eben von Stuttgart gekommen von seinem allerdickesten Herrn Better; warm von den Eindrücken der nächstverfloffenen Wochen begann er auf die Württemberger Stände zu schelten, und daß der dicke Herr recht habe, ihnen solche Forderungen, als sie machten, nicht zugestehen zu wollen — und dies in den herkömmlichen Ausdrücken von spitzköpfigen Schreibern und Advokaten. Da nahm Stein das Wort: Euer Königliche Hoheit mögen in einigen Stücken recht haben, ich will auch alle Künste und Kniffe der Schreiber und Advokaten in der Welt nicht vertreten,

aber Euer Hoheit sprechen und empfinden hier wie ein Fürst; der König von Württemberg darf aber nicht vergessen, daß Napoleon ihm nicht schenken konnte, was nicht sein war; die Württemberger, die Städte und ihre Bürgermeister und Schreiber, haben den kleinen Grafen von Tect zum Herzog gemacht, indem sie den Reichsadel und die Reichsunmittelbaren ausgekauft und weggekauft und das Gebiet erworben und abgeründet haben. Sie hatten ihre ständischen Rechte und Freiheiten, und die verlangen und fordern sie nur wieder."

Da liefen denn auch die politischen Gespräche hin und her, zum Teil nur über Gerüchte, wie die Tagesblätter sie austreuen. Die Hamburger Zeitung unter anderm hatte gemeldet, „die Engländer fangen wieder an, bei ihnen für ihre westindischen Kolonien die Werbetrommel zu rühren“, und der Herzog meinte, das sei so recht gut, Deutschland werde dadurch manchen Wildfang und Taugenichts und wohl auch manchen tollen, jakobinischen Wirrkopf los, wovon es jetzt wimmle. Da fiel ihm der Ritter ein: „Euer Hoheit mögen recht darin haben, daß es nicht schadet, daß mancher tolle Bursch sich in der Fremde den Wind um die Ohren sausen läßt, aber auch manches unschuldige Blut wird von solchen Werbern verführt und eingefangen, um in den Sümpfen und in den Reiskfeldern der heißen Weltteile jämmerlich umzukommen und sein Vaterland nimmer wiederzusehen. Es ist aber noch ein Ehrenpunkt dabei, und der ist es, worauf ich Sie hinweise, und welchen unsere deutschen Fürsten in diesen Tagen doch endlich einmal anfangen sollten, von den Fremden zu lernen. Wer in England und Frankreich solche Werbetrommel rühren wollte, der würde sogleich gefaßt und an Leib und Geld gestraft, auch wohl zwei, drei Jahre in ein Loch gesteckt werden, wo weder Sonne noch Mond hineinscheint.“ Der Herzog kam nach manchen andern leichtfertigen Scherzen auch auf den Königsberger Zacharias Werner zu sprechen, den damals vielgenannten Dichter der Weihe der Kraft. Mir war

dieser Zacharias durch den eignen Augenschein in Frankfurt sehr merkwürdig geworden. Ich war dort mit einem Grafen Dohna-Wundlaken, damals Offizier bei den Lützowern, früher als Regierungsreferendar Königsberger Genossen des Zacharias, bei dem ältesten der Gebrüder Brentano einen Abend auf seine Ehren eingeladen worden. Er hatte den Tag vorher in Aschaffenburg von dem Weibischhof Kolbörn die Priesterweihe empfangen; auf solchen Weg war der Verherrlicher der Lutherkraft geraten. Nun hatten die Frauen der Brentanoschen Häuser mit mehreren hübschen Gesellinnen dem jungen Priester schönste Ehrengeschenke bereitet, Kränze und Bänder und ein kostbares, mittelalterliches Missale mit allerliebsten Bilderchen. Da war denn mein Zacharias immer herumgesprungen mit albernen, bunten Schwänzeleien wie ein beweglicher, gewickter, abgelebter Kater, der in seiner ganz geschlungenen und gewundenen Gliederung nichts als eitel Wipperlichkeit ist. Er hat in Wien wohl beinahe zwei Jahrzehnte, ein zweiter Abraham a Santa Clara, Furore gemacht.

Der Herzog erzählte eine Menge anstößlicher Geschichten von dem Dichter, welcher eine Zeitlang unter seinen Augen in Weimar gelebt hatte, alles in seiner leichtfertigen, lockern Weise, so daß dem Freiherrn der Ramm schwoll: „Der arme, dünnschälige Kerl“, sagte der Herzog, „hatte sich eingebildet, er könne und müsse in einer Art körperlicher Seelenwanderung durch alle möglichen weiblichen Naturen den Durchgang machen, bis er die finde, welche Gott recht eigentlich für ihn geschaffen habe. Das war so seine poetische Naturlehre.“ Stein fiel ihm hier ein: „Sie sollten sagen, es war eine fürstliche.“ Der Herzog schloß mit der Nutzenanwendung, daß eigentlich jeder Mann Ähnliches durchgemacht habe, „und Sie“ — wendete er sich zu Stein — „haben auch wohl nicht immer wie Joseph gelebt.“ — „Wenn das wäre“, erwiderte Stein, „so ginge das niemand etwas an; aber immer habe ich Abscheu vor schmutzigen Gesprächen gehabt und halte es nicht für passend, daß ein

deutscher Fürst dergleichen vor jungen Offizieren — es saßen mehrere solche neben älteren Männern da — so ausführte.“ Der Herzog verstummte, und es erfolgte eine Totenstille. Nach einigen Minuten fuhr der Herzog mit der Hand über das Gesicht und setzte, als sei nichts vorgefallen, die Unterhaltung fort; den Anwesenden aber war heiß und kalt geworden.

Stein trat jetzt nicht wieder in die große, weite, bunte Öffentlichkeit des Lebens hinaus; er blieb zu Hause. Aber er blieb nicht zu Hause, um den Rest seiner Tage im Genuß gemeinen Müßiggangs zu verleben. Ihm waren für eine fernere Wirksamkeit höchste Ehren angetragen worden. Metternich wollte ihn zum Präsidenten des deutschen Bundestags machen, Preußen zu seinem Sprecher und Vertreter bei demselben; er lehnte das ab. Er war mit der ganzen Zusammensetzung des Bundestages nicht zufrieden, auch traute er denen, welche ihm solche hohe Ehren anboten, denen, welche in Wien und Berlin die höchsten Stellen der Regierung und Verwaltung innehatten, nicht Redlichkeit und Tapferkeit des Willens genug zu, um glauben zu können, daß er auf so hoher Stelle mit offenen, freien Ehren stehen und wirken könne. Dem Vaterlande aber ist dieser Mann nie auch keinen Augenblick fremd geworden, für sein Vaterland, für Deutschland, für seinen König und Herrn von Preußen und dessen Ruhm und Macht hat er bis ans Ende das warme, glühende Herz bewahrt und bewährt.

Stillsitzen, im stillsitzenden Genuß eines reichen Schloßherrn, der sich mit Reiten und Jagen, mit Schmäusen und Festgelagen zu Hause und bei den Nachbarn der guten Tage genug machen gekonnt hätte — das konnte dieser Mann nicht. Da er keine große, ministerliche oder diplomatische That mehr tun konnte noch tun wollte, so sann er sogleich, als ihm ein erster Ruhetag des getümmelvollen Lebens erschienen war, doch wieder auf eine recht tüchtige, deutsche That: auf die Sammlung und Heraus-

gabe der Urkunden und Schriftdenkmäler der deutschen Geschichte des Mittelalters^{*)}).

Dieses Unternehmen war nun sein Geschäft und seine Sorge vieler Jahre und ist es bis ans Ende seines Lebens geblieben; aber auch sonst und nach allen Seiten hin hat er mit seiner ruhelosen, geistigen Tätigkeit, mit seinem für alles Gute und Lebendige wärmsten Herzen nimmer rasten gekonnt: als großer Gutsherr und Schloßherr, als Ältester der protestantischen Gemeinde, als Volksvertreter und Landmarschall der Stände des preussischen Westfalens — immer und allenthalben ist er bei allem, was dem Vaterlande frommen konnte, der Vorderste, Frischeste und Muthigste gewesen.

*

Wie war denn Stein der große Landedelmann, der Schloßherr, der erste, freieste Bauer, wie er ihn meinte? Seine Güter im großen und kleinen waren meistens verpachtet, den eigentlichen Ackerbau, obgleich er die edle, hohe Kunst sehr lobte, hatte er in der Jugend und in den Tagen seiner vollen Mannskraft nicht Zeit gehabt weder zu lernen noch zu üben, aber den Baum, den Wald — den liebte, den pflegte er und beschaute ihn wenigstens tagtäglich mit liebenden Augen und besprach seinen Bau und seine Verpflegung und Verschönerung mit seinen Jägern und Förstern; die Bäume, hohe, stattliche Bäume, auch die jugendlichen, erst vor zehn oder zwanzig Jahren gepflanzten — die umhalste, herzte und streichelte er wie seine Lieblinge und bewahrheitete in der eignen Person gleichsam die von ihm angespielte Fabelsage, daß die ersten Menschen auf und aus den Bäumen gewachsen seien. Wie oft sind wir an einem Apfelbaum, an einer Lärche oder Tanne unter solchen Zärtlichkeitsanwendungen seßhaft geworden! wobei er denn zu erzählen pflegte, wie er als ein kleiner Knabe dabei gewesen, als die selige Mutter und Schwester Marianne sie haben pflanzen lassen.

^{*)} Monumenta historiae germanicae.

So trägt der fromme Mensch das Leben der Liebe allenthalben mit sich herum, und in diesen Stücken Liebesleben ist es allerdings etwas Schönes, auf altväterlichen Schlössern unverrückt wohnen zu bleiben. Wo wird bei allen den Dünsten und Dämpfen und Eisenbahnen und ihren Etceteras von den höheren Schätzen auf Erden und von den unverwelklichen Erinnerungen und Gedenkzeichen der Menschen endlich noch etwas Festes übrigbleiben? wohin wird die Poesie der Vergangenheit fahren?

Unsre Abendspaziergänge gingen meistens in den von dem Abendrot beleuchteten Wald oder unter schattigen Bäumen auf Feldern und Wiesen hin, wo er seine einzelnen Lieblingsruhposten hatte. Mich erinnert's, wir gingen einen Abend nicht weit unter seiner alten Burg durch Lahnwiesen hin, wo von einem Duzend eigentlichster Holzapfelbäume die Äpfel gesammelt und geschüttelt wurden. Ich fragte: „Liebe Excellenz, wozu brauchen Sie diese Wilden?“ Und er: „O, die geben den herrlichsten Essig; das sind die *agrestia poma* unsrer Germanen des Tacitus.“ Dabei lachte er und fuhr fort: „Nun, so dumm werden die alten, deutschen Bauren auch nicht gewesen sein, daß sie sich an sauren Holzapfeln die Zähne stumpf gebissen haben; es wird eben gemeines Baurenobst gewesen sein, wie sie heute meist nur pflanzen und essen. Wir wollen unsre Vorfahren mit vielen verrückten Aelungen und andern gelehrten Auslegern, die oft kaum einen Holzapfel von einem Borsdorfer unterscheiden können, uns nicht zu barbarisch machen lassen. Die Cherusci und Chatti, welche die besten römischen Heere unter einem Germanicus schlagen konnten, waren gewiß Kerle, die bessere Dinge zu säen und zu pflegen verstanden als bloße Holzapfelbäume. Wir sehen aus Tacitus selbst, wenn wir gute Augen zum Sehen haben, es mußte damals gewiß ein tüchtiges Chattia und Westfalia schon bestehen, ungefähr wie wir es heute noch im Walde und Felde sehen.“

Dieser deutsche Ritter hielt einen recht anständigen,

ritterlichen Tisch, man möchte fast sagen, einen echt deutschen, ritterlichen Tisch; denn fast immer war des Wildbrets und Geflügels die Fülle da. Seine weiten Forsten und Wiesen und Felder gaben ihm der Rehe, Hasen, Schnepfen, Rebhühner genug: in Rappenberg hatte er sich auch einen Fasanengarten angelegt. Edelster Wein stand immer reichlich auf dem Tische, und zwar vom Gewächs guter Jahre aus eigenem Weinberge. Er besaß ein Weingut bei Lorch hart an Altmannshausen. In Lorch hatte nämlich im Mittelalter eine sogenannte *Ritterschule* bestanden, dies Wort in der byzantinischen Bedeutung *Schule* genommen, die nichts anders heißt als eine geschlossene Genossenschaft. Bei der Auflösung dieser rheinischen Rittergenossenschaft hatte der Ritter vom Stein seinen besonderen Anteil von Feld und Weinberg bekommen, mit dessen Ertrag er seinen Keller füllte. Unser Freiherr war ein ziemlich rüstiger und lustiger Effer; er nahm auch nur einmal des Tages (um 3 oder 4 Uhr) eine volle Mahlzeit ein. Von seinem Wein trank er gewöhnlich nur drei bis vier Gläser, munterte aber seine Gäste immer auf, ihm im wenigen Trinken nicht nachzuahmen. Der Nachmittag, aber vorzüglich der Abend war für die Steinschen Gäste die glücklichste Zeit. Da offenbarte er die alte, deutsche Natur, die gegen den Abend und um die Nacht meistens ihr bestes, vollstes Leben hat und zeigt. Freilich war niemand der deutschen Schwelgerei fremder als unser Freiherr. Er zündete sein Licht und Leben nicht an überflüssig geleerten Pokalen an, um gegen die Nacht ihre Funken auszusprühen, aber sein geistiges Leben war vorzüglich ein abendliches. Das mag auch wohl altdeutsch sein. Nach dem Mittagessen in seiner Bibliothek und auf Spaziergängen im Abendschimmer durch Wald und Feld und Wiesen, dann an dem fröhlichen, lebendigen Teetisch mit seinen Kindern und Gästen, da blühte, leuchtete und blitzte er in seinen gesunden Tagen, da war selbst seine ernste Stille, wenn er nur so heiter und fromm unter uns

faß, mit einer wunderbaren Klarheit und Heiterkeit über-
gossen: seine freundlich blizenden Augen, seine breite, hoch
zurückgewölbte, leuchtende Stirn, worauf Macht und Geist
gelagert waren. Noch heute steht dies Bild des hohen
Greises hell vor mir. Aus dieser Stirn sprach nichts als
Macht, Mut und Verstand nebst Redlichkeit, Wahrheit
und Treue; dies sprach sich so gewaltig aus, daß man sich
vor solchem hohen Geist in Ehrfurcht verneigen mußte.
Hier leuchtete wirklich eine olympische Größe, von welcher
unwillkürlich und unbefohlen der Befehl ausging. Selbst
wenn Unmut und Zorn in ihm aufstiegen, hier oben, auf
diesem Olymp, trat keine Verdunkelung ein; die Nebel-
dünste und Donnerwolken mußten sich tiefer nach unten
hinabsenken, wo um den scharfgeschlossenen Mund und
das etwas zu spitze Kinn die niederen, irdischen Kräfte
und Leidenschaften in leicht beweglichen Zuckungen spielen
konnten; denn jachzornig war er zuweilen, und dann bebte
und zuckte in seinem unteren Antlitz die Erde, während
oben der Himmel kaum leicht überzogen war.

Zu den Sommergästen von Nassau und Rappenberg,
zu welchen Hans von Gagern und ich fast regelmäßig ge-
zählt werden konnten, gesellte sich zuweilen noch ein dritter,
der eben wie Gagern oft Zimmer an Zimmer neben mir
gewohnt und auch wohl einen Morgenspaziergang mit mir
gemacht hat, ehe der alte Herr erschien. Das war der katho-
lische Pastor Fey aus Bodendorf an der Uhr. Stein hatte
den Mann sehr lieb, und es war ein wackerer, gescheiter und
ehrenwerter Landpastor, wie er sein muß. Er war in ge-
wisser Hinsicht Steins Lehnsmann, so weit ein katholischer
Pfarrer eines protestantischen Patrons Lehnsmann sein
kann. Stein besaß als Andenken an altahnherrliche Be-
sitzungen der weiland großen Freiherrschaft Landskron
das alte Schloß Landskron in Trümmern nebst einer dazu
gehörigen katholischen Kaplanei, wozu die Pfründe einiger
Hebungen und vorzüglicher Weinberge gehörte. Fey war
von Stein mit dieser Pfründe beliehen. Die beiden Alten

standen in einem hübschen Wechselverhältnis: Stein neckte gern, was er liebhatte, und der frohherzige, freimütige Pastor Fey wußte ganz frisch zu erwidern.

Wie gesagt, Stein packte gern an, was er liebhatte, und zuweilen sogar von kurzer übermütiger Laune ergriffen, wenn er eben nicht vom Podagra ergriffen war — denn dann konnte er auch wohl launisch statt launig werden. So fragte er unter anderm, in scherzhafter Laune mit dem leichten Heiligendienst beginnend, nach der neuen Verehrung und Anbetung seines nicht verehrten Anherrn des Quaden von Landskron und Sinzig, der jetzt der heilige Mann von Sinzig heißt. „O da geht's lustig her,“ sagte der Pastor, „seitdem er von den Franzosen nach Paris entführt und so feierlich in heiliger Prozession von Paris nach Köln zurückgeführt ist. Setzt glauben die Leute in ihm einen rechten nachbarlichen Fürbitter im Himmel zu besitzen.“ — „Ja einen prächtigen Fürbitter,“ rief Stein einfallend, „der mag noch wohl im Fegfeuer schwitzen; ein paar Jahrhunderte sind da eine kurze Zeit, und er wird es wahrhaftig bei Sanct Peter und den andern Rhadamanthen des Himmels nicht leicht haben — ich wäre gewiß ein reichster Mann am Rhein, wenn ich alle die Wälder und Felder hätte, die der heillose Trunkenbold in seinen Tagen verkauft und verpfändet und durchgegurgelt hat.“

Bei dem Scherz über den heiligen Mann und über den Volksglauben, daß in den Leibern, die wie unverweslich als Mumien fortdauern, ein vorzüglich frommer Geist gewohnt haben müsse, kamen sie denn auch auf den Dienst und die Verehrung der Heiligen, wo Stein denn dem Pastor allerdings soweit recht gab, daß es besser sei, viele kleine Gößchen und Pförtner des Himmels zu verehren als gar keine, wessen die Katholiken die Protestanten immer beschuldigen. Da sagte dann Stein: „Kommt nur heraus mit euren Soldaten! Die mit und nach Luther und Kalvin beten, haben eure Vielbeter in allen Schlachten, wo sie ge-

troffen, geschlagen, und so wird und muß es immer bleiben. Die Einheit des himmlischen Kommandos schafft doch ganz andere Helden, als wo sich die Herrschaft zersplittert. Ein Gott und immer wieder ein Gott und Gott allein! Immer zu dem Einen, zu dem Höchsten das Herz und die Hände erhoben — das gibt auch einen Mut, den rechten Mut. Wir Protestanten sind Soldaten, die im Frieden mit schwerem Gepäc ihre Übungen machen, haben also besser geübten Atem für den Krieg, ihr Katholiken habt in euren Heiligen die Menge Diener und Troßbuben, die euch das Gepäc abnehmen und ein gutes Stück Weges tragen helfen; ihr habt aber nur halben Atem für die Arbeit des vollen Kampfes.“

Stein war ein wahrhaftig frommer Mann, wie er ganz ein tapfrer und redlicher Mann war, aber selbst in ernstesten Gesprächen führte er Gott selten im Munde, niemals im Maule. Nichts war ihm verhaßter als Maulchristen, ja selbst Mundchristen wurden ihm leicht verdächtig als Gleisner und Scheinheilige. Er nannte sich einen frommen Christen, und er war es; er pries sich auch darin glücklich, daß er durch seine Eltern ein Lutheraner war. Seine Ahnen hatten im Dreißigjährigen Kriege genug für ihren Doktor Martin gelitten und waren von Schlössern und Gütern verjagt und im Jahr 1650 wiederhergestellt worden. Er pflegte so in seiner kurzen Weise zu sagen: „Doktor Luther hat uns den Weg und Eintritt in den Himmel gottlob! etwas kürzer gemacht, da er die vielen Hofmarschälle, Zeremonienmeister und Türhüter des Himmelspalastes weggeschafft hat. Sie wissen, ich liebe das Kurze, wenn der Weg auch oft etwas abschüssig und gefährlich ist.“ — Er glaubte das Erlösungswerk des Lutherischen Katechismus, aber die Mundchristen mochte er nicht, welche den Namen Heiland und Erlöser oder der süße Jesus leicht im Munde führen; schwer und ernst führte er ihn auch bei Gelegenheit im Munde. „Das ist ein Geheimnis, wobei einem verworrener wird, je mehr man darüber schwast

und flügel; vor einem Geheimnis steh' ich still, daran glaube ich, aber von Gott weiß und fühle ich was." Gott und nur Gott war immer nur sein einfaches Wort.

Ja, er sah und glaubte Gott in allem, und wann das erste Ungeßüm seines Herzens gestillt war, dann ergab, besänftigte und erheiterte er sich. Es ist gewiß, dieser sehr ernst und stark geborne Mensch hat wie sein großer Schulmeister Doktor Martin Luther wohl von Jugend auf Gott als einen Gewaltigen und Gottes Gescheße als gewaltige Dinge gefühlt. Ich sage: Das ist gewiß, denn er hat mir hundertmal die augenscheinlichen und handgreiflichen Zeichen davon gegeben. Wann wir auf unsern Spaziergängen einem armen, gebückten Alten, einem unglücklichen Krüppel oder irgendeinem jämmerlichen Bettler begegneten, der nach dem gnädigen Freiherrn die Hände ausstreckte, so holte dieser Freiherr, der für solche Fälle fast immer etwas bei sich hatte, ihm die Gabe aus der Tasche und gab sie still hin. Nie sprach er dabei ein Wort, sondern verlor vielmehr das Wort, wenn der Unglückliche nicht eben ein Bekannter war; es zog dann meistens eine sehr ernste Wolke über sein Gesicht, und er stand wohl mehrere Minuten still; es war, als sei das Menschengeschick an uns vorübergegangen, der alte Spruch: *res sacra miser*.

Also gar kein Maulchristentum, Allermwenigstes von Mundchristentum bei ihm; breites Gespräch über Religion mochte er überhaupt nicht und ward gegen Mundchristen leicht ungerecht. Ich meine hier gute, fromme Menschen, die sich eine gewisse Art, über das Himmelreich und die Erlösung zu reden, oft als eine Gewohnheit zugelegt haben und dabei doch keinen Schalk im Herzen tragen, sondern wirklich fromm und ehrlich sind, aber gewiß nicht fromm sind mit der Steinschen Felsenstärke des Glaubens an Gott und an die Führung der menschlichen und irdischen Dinge durch Gott. Ich habe Stein im Hause und in der Familie nicht beten gesehen; wenn man zuweilen in der Frühe in sein Studiolo kam, wo unter den weltlichen Büchern etwa die

Bibel, ein Gesangbuch usw. aufgeschlagen lag, flugs machte er es zu und legte es weg. Er haßte und verachtete in allen Dingen den Schein, wie vielmehr den Schein des Scheins.

Sonntags ward von ihm, seinen Kindern und Hausgenossen immer in den Vormittags-Hauptgottesdienst gegangen. Da sagte er: „Man geht oft in die Kirche ohne Herzensbedürfnis, aber ein alter Mann und ein Hausherr ist der Jugend ein Beispiel schuldig, und oft nimmt man doch etwas mit zu Hause, was man nicht gehofft hatte.“ Er hatte in Nassau einige Jahre einen Prediger, den er nicht mochte, einen gebornen Braunschweiger, freilich einen Mann, der ein zu mattes, zuweilen, wenn er recht scharf und christlich zu treffen glaubte, ein langweiliges Evangelium predigte. Da sprach der Ritter dann wohl, wann wir zu Hause gingen: „Wir müssen Geduld lernen, wir haben hier des Himmels wegen auch oft unsre Langeweile; ich hoffe, im Himmel wird's frischer und lustiger sein.“ — Oder auch ein anderes Mal: „Die dummen Kerle haben die Kapitel vergessen, die im Allerheiligsten der Bundeslade in Gold eingewickelt liegen, vor welchen sie anbeten sollen; sie wissen vielmehr zu schwätzen und Glossen über die Ochsen und Esel zu machen, welche die Bundeslade ziehen sollen. Das Herz empor! Und den Hut ab in Ehrfurcht! Das empfinden sie nicht. Je nun, wir können uns doch trösten, ist die Predigt schlecht, so klingt doch noch mitunter ein Lied von Doktor Luther oder Paul Gerhardt, und wenn man fromm sein will, so geht's doch.“

Wenn er so nach der Kirche sonntäglich oder auch wohl alltätlich bei unsern Spaziergängen im Gefühl der Verarmung der Zeit und der Vergänglichkeit der irdischen Dinge oft ein kurzes, scharfes Wort der Wehmut oder der Sehnsucht aus diesem Wirrwarr heraus ausstieß, gerieten wir auch wohl zuweilen in ein kleines Zwiegespräch über die unbekannten ewigen Dinge. Da begab es sich nun einmal, daß ich unter den Gründen für die Unsterblichkeit unserer Geister und für die Hoffnung einer bessern Welt

den Grund als meinen Hauptgrund voransetzte, daß bei mir aller Glaube wanken würde, wenn nicht gottbegeisterte, tugendhafte Menschen vor mir gelebt hätten, wenn ich nicht wüßte, daß von allen Geschöpfen Gottes der Mensch das einzige Geschöpf sei, das auch in Not und Elend, auf der Folter und auf der Senkerbühne mit kaltem, stillem Mute, ohne Zorn oder Wut und Mut der Leidenschaft dieses Leben im Bewußtsein eines Höheren und Ewigen hingeben könne.

Da fielen mir einige Verse aus Cicero de senectute ein, die ich vor ein paar Menschenaltern als Sekundaner in der Stralsunder Schule für sogenannte Deklamierungsübungen auswendig gelernt hatte, und die in meinem Gedächtnisse steckengeblieben waren. Ich sagte sie ihm her, aber er jagte mich damit weg mit den Worten: „Gehen Sie mir mit ihren alten Heiden! Ich habe an meinem Katechismus genug und, wenn ich mehr haben will, an meinem St. Johannes und St. Paulus. Sie kommen mir auch mit den Heiden wie Gagern mit seinem Seneca und Tacitus.“ Da hatte ich meine Abfertigung. Aber die Verse schienen ihm doch gefallen zu haben, den andern Morgen beim Frühstück um zehn Uhr mußte ich sie ihm wieder hersagen. Da antwortete ich ihm auf die Bitte, ich möge sie ihm abschreiben, er wolle sie seiner Tochter Henriette schicken: „Ich weiß nicht, ob sie ganz genau von mir behalten sind. Haben Ew. Excellenz nicht etwa einen Cicero?“ Und er wies mich hin, in seiner Bibliothek nachzusuchen, und ich schrieb aus einer alten Ausgabe des sechzehnten Jahrhunderts die Worte ab, wie sie hier folgen: *Nolite arbitrari, o mei carissimi filii, me, quum a vobis disces- sero, nusquam aut nullum fore, neque enim, quum eram vobiscum animum meum videbatis, sed eum esse in hoc corpore ex iis rebus, quas gero, intelligebatis. Igitur esse creditote, etiamsi nullum videbitis* *).

*) Diese Worte sind von Cicero aus Xenophons Buche: „Die Jugendjahre des Cyrus“ genommen, eine Art Selden-

Bei
terte,
n ich
ensch
, auf
illem
chaft
igen

ctute
aner
nier-
Ge-
her,
ehen
Rate-
inem
auch
Taci-
Berse
orgen
her-
ge sie
riette
r be-
ro?"
chen,
onten
olite
scs-
eram
a hoc
esse

Die
elden-

Weil ich hier aus dem Cicero und dem Sokratischen Xenophon vom Geist rede, so spreche ich auch von den Totenwohnungen, über welchen die Geister der Sterblichen schwebend gedacht werden. Da Stein wohl zehn Jahre und länger volle Arbeit hatte, seine Schlösser und Häuser nach langer Abwesenheit wiederherzustellen oder umzubauen, so ging er auch dran, die Gruft seiner Väter, worin auch sein Staub niedergelegt werden sollte, anständig und würdig zu verjüngen und zu schmücken. Da bin ich oft mit ihm zu der Familiengruft des alten Steinschen Dorfes Frücht gefahren, welches eine gute Stunde von Nassau an der Lahn ziemlich hoch an einer großen Forst, dem Hauptwalde der Familie, liegt. Da hat er mir ganz in seiner gewöhnlichen Stimmung die Särge seiner Ahnen gezeigt, den Sarg seines jüngst verstorbenen Gemahls und die Stelle, wo seine Leiche einst neben der ihrigen stehen sollte; ferner die Pflanzung schönster, junger Bäume, die Einteilung des Bodens ringsum zu grünen Rasenstücken und Blumenbeeten und Büschen, worin die Vögel im Morgen- und Abendrot zwitschern und singen und am befriedeten Ort ihre friedlichen Nester bauen könnten.

Er wandelte da still und ernst aber ohne Rührung und besondere Gebärde umher und vollbrachte mit Gärtnern, Maurern und Schreibern sein Werk wie ein andres gewöhnliches Tagewerk. Ich fand auch das schön und tapfer. Wir andern Plebejer, welche keine besondere Mausoleen und Marmorgrüfte besitzen und in dem alten Meder- und Perserglauben, welche die Leichen an einsamen Stellen im

roman, welchem der fromme Erzbischof Fénelon von Cambray seinen berühmten Roman *Télémaque* nachgebildet hat. Ich gebe Ciceros Worte hier in deutscher Übersetzung:

„O bildet euch doch nicht ein, meine teuersten Söhne, daß ich nach meinem Abscheiden von euch nirgends oder nichts mehr sein werde. Denn auch, als ich bei euch war, sahst ihr meinen Geist nicht, sondern vernahmet aus den Taten, die ich verrichtete, sein Dasein in diesem Leibe. Ihr müsset also an dieses Dasein glauben, wenn ihr ihn auch nimmer sehen werdet.“

Felde und Walde, auf Steinen und Hecken den Tieren und Vögeln allenfalls zur Verspeisung hinlegten, ziemlich gleichgültig sind, wo unsere Gebeine neben andern Christengebeinen auf dem stillen Friedhofe einst ruhen werden, haben natürlicherweise gar keine Vorstellung von dem, was von den Geistern der Ahnen aus den altväterlichen Schlössern und Grüften derselben in die Herzen der Hochgeborenen, die darin und darum unverrücklich wohnen bleiben, herniederschwebt; wir wissen nicht, was vorgeht, wo nach dem Ausdruck des größten schwedischen Dichters*) „hinter goldnen Gittern vornehme Geister zusammenwohnen“; wir können nur sagen: Laßt jeden nach seiner Weise glauben, leben und sterben.

Stein starb den 29. Juni 1831. Seine Leiche ward durch Köln und Bonn zur Gruft seiner Väter nach Fröcht abgeführt. Ich bin ein halbes Stündchen auf der Straße nach Godesberg hin hinter ihr hergegangen. Mögen alle Deutsche nicht seiner Leiche, sondern seinem Geiste nachfolgen! Tacitus erzählt uns, Arminius sei als der Sieger und Retter seines Volks nach seinem Tode in Liedern gefeiert worden; wir wissen, wie des germanischen Helden, des großen Ostgoten Theodorich, Taten in allen Landen auf den Schild des unsterblichen Ruhms gehoben worden sind, wie sie noch heute in den äußersten Inseln des Weltmeers, auf den Schafinseln, in Liedern erklingen. Stein ist unser zweiter Arminius gewesen, von Gott geschaffen, der Beweger, Lenker und Begeisterer großer Taten und Siege zu werden. Sein Gedächtnis wird unsterblich leben. Er war Deutschlands politischer Martin Luther, er war dies auch seiner ganzen Natürlichkeit nach, an Leib und Geist, auch mit denselben Tugenden und Fehlern. So wenig Luther in seinen Tagen sein großes, deutsches Werk der Kirchenbesserung und durch diese die hohe Kräftigung und Einigung seines Volks nicht vollbringen gekonnt hat,

*) Bellmann: hvar bakom gylne galler förnäma skuggor samman bo.

so wenig ist auch Steins großer Gedanke der Einheit, Macht und Majestät des edelsten, größten Volks der neuen Geschichte nicht vollbracht worden. Aber Stein und sein erhabener Gedanke soll leben und wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden seinen Gedanken festhalten, sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden, was als ein stolzer, politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten, deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen!

Bonn im Wintermond 1858.

